Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus= bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus= bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn= und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Englische Romanbibliothek.
Sammlung der besten Novitäten
hervorragender englischer Autoren
herausgegeben von Paul Jüngling.

[23]

Sonnenaufgang

von

William Black.

Berlin
Barthol & Co. (Commissions-Verlag.)
1882.

Sonnenaufgang

von

William Black

Verfasser von „Kilmeny", „Schelmenschön", „Die Glocken von Shandon".

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Vierter Band.

Berlin
Barthol & Co. (Commissions-Verlag.)
1882.

W. Black.

Sonnenaufgang.

Vierter Band.

Kapitel I.

Santa Klaus.

Um Zeit zu ersparen sprang Brand in ein Hansom und fuhr nach Curzonstreet. Zu sehr war er mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um daran zu denken, daß Natalie den Wunsch ausgesprochen, er möchte nicht in das Haus kommen. Anneli ließ ihn ein und wies ihn nach oben in das Empfangzimmer. In wenigen Sekunden erschien Natalie selbst.

„Nun,“ sprach sie leichthin, „Du kommst mir Näheres über Santa Klaus mitzutheilen. Hast Du die geheimnißvolle Botin entdeckt?“

Sie schloß die Thür und schritt auf ihn zu.

„Was ist Dir denn?“ fragte sie schnell: ein gewisses Etwas in seinem Aussehen machte sie besorgt.

Er ergriff ihre beiden Hände und hielt sie fest.

„Nichts, wenigstens nichts, was Dich erschrecken könnte,“ sprach er. „Nein, Natalie, ich bringe Dir gute Nachricht. Nur — nur — mußt Du standhaft sein.“

Hier hielt er verlegen inne. Er wußte nicht, wie er anfangen sollte.

„Das Medaillon,“ fuhr er dann fort und blickte auf das kleine silberne Geschmeide, das sie trug. „Hast Du je darüber nachgedacht? Warum trägst Du es?“

„Weshalb ich es trage?“ fragte sie unbefangen. „Weil eines Tages, da Calabressa mit mir sprach, es mir einfiel, es könnte meiner Mutter gehört haben. Er hielt das nicht für unmöglich. Seine Reden über Natalie und Nataluschka gaben mir den Gedanken ein. Vielleicht war es eine leere Einbildung von mir.“

„Natalie, das Medaillon hat Deiner Mutter gehört.“

„Oh, Du weißt es also?“ sagte sie schnell, ohne mehr als ein lebhaftes Interesse zu verrathen. „Du hast die Dame gesehen? Nun, was sagt sie? War sie böse darüber, daß Du ihr gefolgt bist? Hast Du Dich bedankt bei ihr für alle die Blumengaben?“

„Natalie,“ sagte er fast in Verzweiflung, „hast

Du niemals über das Medaillon nachgedacht? Hast Du nie die Möglichkeit erwogen?"

„Ich verstehe Dich nicht," sprach sie verwirrt. „Was giebt es? Warum redest Du nicht?"

„Weil ich mich fürchte. Sieh, ich halte Deine Hände fest, weil ich mich fürchte. Und doch ist es eine Nachricht, welche Dein Herz mit Freude füllen und Dein künftiges Leben ganz anders gestalten wird, als das bisherige. Natalie, kannst Du Dir denn nicht etwas Schönes vorstellen, das Dir begegnen kann, Etwas, wovon Du geträumt haben magst —"

Sie wurde etwas bleich, bewahrte aber ihre Ruhe.

„Theurer," sprach sie, „warum fürchtest Du es mir zu sagen? Du hälst meine Hände: zittern sie?"

„Aber, Natalie, denke doch! Denke an das Medaillon; es ward Dir von einer gegeben, die Dich liebte — die Dich alle die Jahre geliebt hat — die von Dir entfernt gehalten worden ist — und die jetzt auf Dich wartet."

Er betrachtete ihr Gesicht aufmerksam, und konnte darin nur eine unbestimmte Verwirrung entdecken.

„Ja. Kannst Du Dir nicht denken, daß es möglich wäre, daß Eine, die Du immer todt geglaubt, die Du Dein Leben lang geliebt, daß sie selbst es wäre —"

Sie zog ihre Hände aus den seinigen zurück und griff nach einer Stuhllehne. Sie war todtenblaß. Eine Sekunde lang sprach sie kein Wort.

„Du wirst mich tödten — wenn es nicht wahr ist," sprach sie leise und starrte ihn an mit erschreckten, verwirrten Augen.

„Natalie, es ist wahr," sagte er und trat vor, um sie am Arm zu ergreifen, denn er glaubte, sie würde umfallen.

Sie sank auf den Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen — nicht um zu weinen, sondern um nachzudenken. Sie hatte den Glauben eines ganzen Lebens in einer Sekunde umzustürzen.

Aber plötzlich fuhr sie auf.

„Bringe mich zu ihr. Ich muß sie sehen. Ich will sogleich gehen."

„Das sollst Du nicht," sagte er schnell — aber er selbst begann freier aufzuathmen. „Du sollst sie nicht eher sehen, als bis Du vollkommen ruhig bist."

Er legte seine Hand sanft auf ihren Arm.

„Natalie," sagte er „Du mußt Dich beruhigen — um ihretwillen. Sie hat viel gelitten und ist schwach; jeder heftige Auftritt würde ihr schaden. Du mußt Dich beruhigen, meine Liebe; Du mußt von beiden die

Standhaftere sein; Du mußt Dich sehr stark zeigen — um ihretwillen."

„Ich bin ganz ruhig," sprach sie mit den blassen Lippen. Sie legte die Hand auf ihr Herz. „Es ist nur mein Herz, das so heftig schlägt."

„Nun, nach einer kleinen Weile —"

„Jetzt — jetzt!" bat sie dringend. „Ich muß sie sehen. Wenn ich darüber nachdenken muß, verliere ich den Verstand. Ich kann nicht denken. Laß uns gehen!"

„Du mußt Dir überlegen," sagte er fest, „was Du ihr sagen willst. Auch Dein Anzug. Natalie, Du mußt das Stück rothes Band ablegen; Einer der Dir nahe verwandt, ist kürzlich gestorben."

Sie riß es sogleich ab.

„Und Du sprichst ungarisch, wie Natalie?"

„Ja wohl."

„Weil Deine Mutter die hiesige Landessprache gelernt hat um mit Dir sprechen zu können."

Wieder legte sie die Hand auf ihr Herz, und ihr Gesicht zeigte einen schmerzlichen Ausdruck.

„Mein Theuerster, laß uns gehen! Ich kann es nicht länger ertragen, das Herz bricht mir. Sieh, bin ich denn nicht ruhig genug? Zittre ich etwa?"

„Nein, Du zeigst viel Muth," sagte er und sah sie zweifelhaft an.

„Laß uns gehen! — Laß uns gehen!"

Ihre Bitten besiegten sein Bedenken. Die Sachen, die sie abgelegt, als sie von ihrem Morgenspaziergang heim kam, lagen noch da; sie legte sie schnell an und ging vorne die Treppe hinunter. Sie stiegen in den Wagen und der Kutscher fuhr ab. Sie hielt ihres Freundes Hand fest als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit.

„Ich verlasse mich auf Dich, Natalie", sagte er.

„Oh, fürchte nichts," sprach sie zerstreut. „Warum solltest Du Furcht hegen? Es kommt mir Alles wie ein Traum vor, aus dem ich wieder erwachen werde. Warum sollte ich überrascht sein, sie zu sehen, da sie meine beständige Gefährtin ist? Und glaubst Du denn, ich werde nicht wissen, was ich zu ihr sprechen soll? — Mein Leben lang habe ich mit ihr gesprochen."

Als sie aber das Haus erreichten und eingelassen wurden, war dieser halb krampfhafte Muth entflohen.

„Einen Augenblick, Theuerster; gewähre mir einen Augenblick," sagte sie unten an der Treppe, als verginge ihr der Athem, und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Natalie“, flüsterte er, „Du mußt Dir Deine Mutter sehr leidend vorstellen, als Eine, die nicht aufgeregt werden darf. Es muß kein Auftritt werden.“

„Ja, ja“, sagte sie, hörte ihn aber kaum.

„Gehe jetzt, ich will hier warten.“

„Nein, ich wünsche, daß Du mitkommst.“

„Du mußt mit ihr allein sein.“

„Ich wünsche, daß Du mitkommst“, wiederholte sie und nahm seine Hand.

Sie gingen hinauf; die Thür stand weit auf; eine Gestalt stand in der Mitte des Zimmers. Natalie trat zuerst hinein; sie war sehr bleich; das war Alles. Die Andere zitterte, zitterte ängstlich und vergaß alle Redewendungen, die sie sich eingelernt.

Das Mädchen blieb an der Thür nur einen Augenblick stehen. Athemlos, verwirrt, betrachtete sie diese Erscheinung — so abgehärmt das Gesicht auch aussah, erkannte sie darin dennoch die Züge, die sie lieben gelernt hatte; das waren dieselben dunklen, zärtlichen Augen, mit denen sie sich so oft unterhalten, wenn sie allein war. Sie zögerte nur vor Aufregung; im nächsten Augenblick lag sie in ihrer Mutter Armen und ihr Kopf ruhte an dem Herzen derselben. Dann begann die Mutter auf englisch:

„Meine — Tochter — Du — kennst mich — also?“

Das Mädchen murmelte ohne aufzublicken einige Worte in einer Sprache, die Brand nicht verstand; bei ihrem Klang stieß die Mutter einen lauten Freudenruf aus, zog ihre Tochter fester an sich und legte ihr weinendes, abgehärmtes, trauervolles Angesicht auf das schöne Haar. Sie sprachen zusammen in derselben Sprache, deren Klänge dem Ohr sanft und liebevoll tönten; vielleicht war es der Ausdruck der Liebe, der sie so klingen machte.

Dann erinnerte sich Natalie ihres Versprechens. Sie machte sich sanft los, führte ihre Mutter nach dem Sopha und zwang sie sich zu setzen; sie warf sich neben ihr auf die Kniee und küßte ihre Hand; dann barg sie ihren Kopf in ihrer Mutter Schooß. Sie schluchzte ein paar Mal, aber sie war entschlossen, ihre Thränen nicht fließen zu lassen. Und die Mutter strich dem Mädchen das weiche Haar, das sie doch kaum sehen konnte, denn ihre Augen waren voller Thränen; von Zeit zu Zeit sprach sie zu ihr in jenen sanften, zitternden Lauten, beugte sich über sie hin und flüsterte in ihr Ohr. Das Mädchen schwieg, als fürchtete sie aus einem Traum zu erwachen.

„Natalie", sagte Georg Brand.

Sie sprang auf.

„Oh, ich bitte um Verzeihung — ich bitte um Verzeihung!" sprach sie schnell. „Ich hatte vergessen —"

„Nein, Du hast nicht vergessen", sagte er mit einem Lächeln des Beifalls. „Du hast wohl daran gedacht. Du hast Dich gut benommen. Jetzt, da ich gesehen, wie Du es überstanden hast, gehe ich. Ihr müßt allein sein."

„Oh, nein", sprach sie verwirrt. „Ohne Dich bin ich hülflos, ich kann nicht denken. Ich müßte mit meiner Mutter immerfort, Tag und Nacht reden, denn — denn mein Herz ist voll. Aber — man muß handeln. Warum ist sie hier? Sie wird mit mir nach Hause kommen — jetzt."

„Natalie", sagte er ernst, „Du darfst das gegen sie nicht einmal erwähnen, es würde sie schmerzen. Siehst Du nicht ein, daß Gründe genug vorliegen müssen, weshalb sie nicht gehen darf, nachdem sie sechszehn Jahre lang nicht unter Deines Vaters Dach gewesen?"

„Warum hat mein Vater mir nie etwas davon gesagt?"

„Das weiß ich nicht."

Sie dachte einen Augenblick nach, war aber zu aufgeregt, um irgend einen Gedanken zu verfolgen.

„Nun", sprach sie, „was thut's? Ich habe einen großen Schatz gefunden. Nein, nein, Du sollst nicht gehen: wir Drei wollen nun zusammen halten. Komm!"

Sie nahm seine Hand und wandte sich zu ihrer Mutter. Ihr Gesicht überflog eine leichte Röthe. Sie sprach etwas mit niedergeschlagenen Augen in der weichen, musikalischen Sprache, die er nicht verstand.

„Ich weiß, mein Kind," antwortete die Mutter auf Französisch und lachte leicht trotz ihrer nassen Augen. „Glaubst Du, man sieht das nicht? Und doch bin ich Dir wie ein Spion gefolgt."

„Oh, sieh," sagte das Mädchen in derselben Sprache, „was sie Einem für Unwahrheiten erzählen. Sie sagen, wenn die Mutter ihrem Kinde nahe kommt, so erkennt das Herz des Kindes dieselbe. Es ist nicht wahr — oder vielleicht hat eine ein kälteres Herz als die andere. Du bist mir nahe gewesen, Mutter; ich habe Dich beobachtet, wie Du weinend hinweggingst, und Alles, was ich sagte war: ‚Ach, die arme Dame, sie thut mir leid.' Ich empfand nicht mehr Mitleid mit Dir, als Anneli. Anneli sagte

immer ‚Vielleicht, Fräulein, hat Sie Eine verloren, die Ihnen glich'."

„Ich hatte Dich verloren — ich hatte Dich verloren," sprach die Mutter und zog das Mädchen wieder an sich. „Aber jetzt habe ich Dich wiedergefunden, Nataluschka. Ich danke Gott für seine Güte gegen mich. Ich sagte zu mir ‚Wenn mein Kind sich von mir abwendet, dann will ich sterben.' Und ich dachte, Du würdest Dir nichts machen aus einer alten Frau, die mager und häßlich geworden ist —"

Sie zog ihre Tochter wieder hinab zu sich und schlang ihren Arm noch einmal um ihren Nacken.

„Ich hatte einst solch Haar wie Du, Nataluschka, obwohl nicht ganz so schön wie Deins. Und Du trägst doch das Medaillon? Hat Dich das nicht die Wahrheit errathen lassen? Hattest Du keine Ahnung?"

„Wie konnte ich?" fragte sie. „Selbst als ich es Calabressa zeigte —"

Hier hielt sie plötzlich inne.

„Hat er es gewußt, Mutter?"

„Oh, ja."

„Warum hat er es mir denn nicht gesagt? Oh, das war grausam," sprach sie unwillig.

„Er hat es mir gesagt, Natalie,“ sagte Georg Brand.

„Du hast es gewußt?“ sagte das Mädchen und sah ihn mit weit geöffneten Augen an.

„Ja; und Calabressa, als er es mir mittheilte, beschwor mich, es Dir nie zu sagen. Nun, vielleicht hat er geglaubt, es würde Dir unnützen Kummer bereiten. Aber in den letzten Tagen habe ich daran gedacht, daß ich es Dir mittheilen müßte, bevor ich nach Amerika reise.“

„Hörst Du, Mutter?“ sprach das Mädchen leise. „Er geht weg nach Amerika — und allein. Ich wünschte mitzugehen. Er lehnt es ab.“

„Jetzt kann ich zufrieden weggehen, Natalie, da Du eine beständige Gefährtin bei Dir haben wirst. Sie wollen doch wohl in England bleiben, Madame?“

Die ältere Dame blickte erschreckt auf.

„Ach, Monsieur, ich weiß das nicht. Als ich mich endlich frei sah — als ich wußte, ich könnte kommen und mit meinem Kinde sprechen — da war das Alles, woran ich dachte.“

„Aber Sie wünschen doch wohl in England zu bleiben?“

„Was bleibt mir denn jetzt auf der Welt als

dieses schöne Kind, dieses Kind, dessen Herz nicht kalt ist, obgleich ihre Mutter so spät kommt um ihr Recht an ihm zu fordern."

„Dann seien Sie ruhig, Madame. Es ist einfach. Niemand kann Ihnen das vorenthalten. Aber ich will Ihnen, wenn Sie mir erlauben, eine bessere Wohnung verschaffen, als diese ist. Ich habe noch ein paar Tage Ruhe vor mir."

„Das ist seine Weise, Mutter," sprach Natalie noch leiser. „Immer denkt er an Andere und wie er Einem gefällig sein kann."

„Ich vermuthe", sagte er in ganz geschäftsmäßigem Ton, „Sie wünschen es nicht, daß Ihr Aufenthalt in London bekannt werde?"

Sie blickte furchtsam auf — aber in Wahrheit konnte sie kaum ihre Aufmerksamkeit von dieser ihr neu gefundenen Tochter eine einzige Sekunde entfernt halten. Immer noch strich sie das weiche Haar und die runde Wange, während sie sprach:

„Wenn es möglich ist."

„Es würde nicht lange möglich sein in einer offenen Straße, wie diese ist," meinte er. „Aber ich denke, ich könnte für Sie ein kleines altmodisches Haus bei Brompton finden, mit einem Garten und einer hohen

Mauer. Ich bin gelegentlich daran vorüber gekommen. Dort könnte Natalie Sie besuchen und mit Ihnen spazieren gehen. Noch etwas Anderes", fuhr er in derselben geschäftsmäßigen Weise fort, und nahm zugleich seine Uhr heraus. „Es ist jetzt fast zwei Uhr. Natalie ist gewöhnt, um eins ihr Luncheon einzunehmen. Sie wollen doch nicht zugeben, daß Ihr Kind vor Ihren Augen Hunger leidet?"

Die ältere Dame stand sofort auf. Dann wurde sie etwas roth.

„Ohne Zweifel haben Sie keinen Besuch erwartet," sagte Brand schnell. „Nun, was sagen Sie zu folgendem Vorschlag? Lassen Sie uns in meine Wohnung fahren. Ich besitze einen ganz vorzüglichen Menschen, der uns sogar in der Wüste Sahara eine gute Mahlzeit herbeizaubern könnte."

„Was sagst Du, Kind?"

Natalie war gleichfalls aufgestanden: sie sah ihre Mutter aufmerksam an und dachte nicht viel an das Luncheon.

„Ich will Alles thun, was Du wünschest," wollte sie sagen, aber plötzlich rief sie „Oh, ich bin wirklich so glücklich!" legte ihren Arm um der Mutter Hals und brach — zum ersten Male — in einen Thränen-

strom aus. Lange hatte sie mit sich gekämpft, war aber endlich zusammen gebrochen.

„Natalie," sagte Georg Brand und gab sich den Anschein in Betreff der Zeit sehr besorgt zu sein „könntest Du Deiner Mutter Sachen zusammen suchen? Ich meine, bis ein Viertel nach Zwei können wir unten sein."

Sie wandte sich zu ihm mit thränenfeuchten Augen.

„Ja, wir wollen mit Dir gehen. Wir wollen uns nicht trennen."

„Dann beeile Dich", sagte er ernst.

Natalie nahm ihre Mutter in das anstoßende Zimmer. Brand trat ans Fenster und es gelang ihm ein Cab herbei zu winken. Bald erschienen die beiden Damen.

„Nun," sprach er, „meine liebe Natalie, jetzt heißt es nicht mehr weinen."

„Oh nein!" erwiderte sie mit strahlendem Lächeln. „Ich bin so neugierig, Deine Zimmer zu sehen — Lord Evelyn hat mir so viel davon erzählt."

Kapitel II.

Eine Aufforderung.

Mutter", sprach das Mädchen, als die Beiden die Treppe hinunter gingen, „gieb mir Deine Hand. Laß sie mich festhalten, daß ich der Wirklichkeit sicher sein möge. Als ich hier her ging, erschreckte mich der Gedanke, es müßte Alles ein Traum sein, ich möchte erwachen und die Welt wie zuvor leer und ohne Dich finden. Aber jetzt, wenn ich Deine Hand in der meinigen halte, bin ich sicher."

„Nataluschka, Du kannst mich auch sprechen hören. Geister sprechen doch nicht so wie ich?"

Brand war ihnen vorangegangen, die Thür zu öffnen. Als Natalie an ihm vorüber schritt, blieb sie einen Augenblick stehen, sah ihn mit ihren schönen, liebevollen dunklen Augen an, und sagte zärtlich:

„Nie werde ich vergessen, was ich Dir schulde.“

Er folgte ihnen in die Droschke.

„Was Du mir schuldest?“ sprach er leichthin. „Du schuldest mir gar Nichts. Wenn Du aber wünschest mir einen Gefallen zu thun, so wirst Du Dich stellen, als wärest Du mit Allem zufrieden, was der alte Waters für Euch zusammenbringen kann. Der arme Alte wird in einem furchtbaren Zustande sein. Zwei Damen zu bewirthen, und ohne daß er es auch nur einen Augenblick vorher weiß! Indessen, wir wollen Dir den Fluß zeigen und die Boote und alles Uebrige und ihm so einige Minuten Frist gewähren.“

Er sah in der That diesen Ausflug ganz so an, als wäre er eine harmlose Belustigung. Er fürchtete die Wirkung, welche eine große Aufregung auf diese bekümmerte Dame haben konnte, und er trug Sorge dafür, daß sie ihre Tochter froh und glücklich sehen möchte. Er wollte ihre Gedanken von der Zukunft ablenken; vor allen Dingen wollte er nicht, daß über ihn selbst und Amerika gesprochen würde; Alles sollte das Werk des Augenblicks sein — die frohe Wiedervereinigung von Mutter und Tochter — ein heiterer Morgen im lebendigen London — das einzige Ernste auf der Welt sollten die möglichen Sorgen und Mühen

des ehrwürdigen Majordomo in Buckinghamstreet sein. —

Er fand nicht viel Schwierigkeit, seine beiden Gäste unterwegs zu unterhalten. Sie bezeigten ein großes Interesse an der Geschichte und den Alterthümlichkeiten der alten kleinen Straße jenseits des Flusses; als sie dort hinkamen, betrachteten sie mit vieler Neugier die Häuser, die ihnen als die Wohnungen berühmter Personen bezeichnet wurden; sie untersuchten das alte Wasserthor, und als sie die eichene Treppe erstiegen, hörten sie ihm mit tiefer und achtungsvoller Aufmerksamkeit zu, als er ihnen von den Deckenmalereien und andern Dingen erzählte. Aber immer hielten die Beiden ihre Hände in einander geschlungen und dann und wann murmelte Natalie einige ungarische Worte. Es geschähe nur, erklärte sie, um sich der Wirklichkeit zu vergewissern.

Bevor sie das oberste Stockwerk erreichten, hörten sie großen Lärm über sich. Es war ein einseitiger Wortwechsel, abgebrochen und kläglich auf der einen Seite, wortreich und zornig auf der andern.

„Es klingt, als ob Waters einen Streit mit dem Besitzer hätte,“ sagte Brand.

Sie kamen näher.

„Oh, Natalie, es ist Dein Freund Kirski.“

Brand folgte seinen beiden Gästen nach oben und konnte sich also vor ihrer Ankunft nicht ins Mittel legen. Aber im Augenblick, wo Natalie auf dem Treppenabsatz erschien, ward es todtenstill. Kirski fuhr mit einem leisen Ausruf zurück, und blickte erschreckt bald die Eine, bald die Andere an. Sie schritt auf ihn zu und fragte ihn in seiner Muttersprache, was es gäbe. Er zog sich noch weiter zurück. Der Mann konnte oder wollte nicht sprechen. Er murmelte etwas vor sich hin und starrte sie an, als wäre sie ein Geist.

„Er hat einen Brief für Sie, Herr,“ sagte Waters; „ich habe die Adresse gesehen; und er will ihm weder hier lassen noch mitnehmen. Was seine Worte angeht, Gott der Allmächtige mag wissen, was sie bedeuteten. Ich kann's nicht sagen.“

„Gut,“ sagte Brand. „Ueberlaß ihn uns. Mach Dich fort und besorge uns etwas zum Luncheon — was Du auftreiben kannst — sogleich.“

Aber Natalie hatte sich dem Russen genähert und sprach mit ihm in ihrer furchtlosen, sanften Weise. Bald darauf begann auch er zu reden — mit unsicherer, abgebrochener Stimme. Dann zeigte er ihr einen Brief, und einigen Worten, die sie sprach, gehorchend,

trat er furchtsam vor und legte ihn in Brands Hände.

„A Monsieur
M. George Brand, Esq.,
Londres.“

Dies war die Aufschrift, und Brand erkannte die Hand sogleich.

„Der Brief ist offenbar von Calabressa,“ sagte er. „Sage ihm, er soll sich nicht fürchten. Wir werden ihn nicht essen, so hungrig wir auch sind.“

Kirski hatte etwas seine Fassung wieder gewonnen und sprach eifrig zu ihr in furchtsamer, besorgter, flehender Weise. Sie hörte still zu, war aber offenbar etwas verlegen; und als sie sich zu ihrem Geliebten hinwandte, war ihr Gesicht leicht geröthet.

„Er redet abenteuerliche Dinge“, sprach sie, „und thörichte Sachen, aber er meinte es nicht böse. Der Arme thut mir leid. Er fürchtet, Du möchtest ihm zürnen; er sagt, er versprach nie versuchen zu wollen mich zu sehen; er wäre nicht gekommen, hätte er es vorher gewußt. Ich habe ihm gesagt, Du zürntest ihm nicht, und Du würdest ihm zeigen, daß Du ihm nicht böse.“ —

Zunächst aber geleitete Brand seine Gäste in das

lange, niedrige Zimmer und zog die Vorhänge in der Mitte herunter, damit Waters einen Raum für seine Frühstücksvorbereitungen hätte. Dann öffnete er den Brief. Kirski blieb an der Thür stehen, mit seiner Mütze in der Hand.

„Mein sehr geehrter Freund", schrieb Calabressa in seinem schmuckreichen, ungrammatischen und wohlklingenden Französisch, „der arme Teufel, welcher der Ueberbringer dieses Briefes ist, ist Ihnen wohlbekannt und doch nicht ganz bekannt. Sie wissen etwas von seiner Umwandlung aus einem wilden Thier in einen Menschen, vom Tiger in einem Schwärmer; aber Sie wissen vielleicht nicht vollkommen, mein Freund, wie sein Leben aufgegangen ist in einen Wunsch, ein Streben, eine Verehrung. Das Mittel zu seiner Bekehrung kennen Sie, ich habe es Ihnen selbst geschildert. Das gequälte und blutende Herz, von Verachtung niedergedrückt und mit Verzweiflung erfüllt — wie kann ein Mensch mit einem solchen Herzen im Busen leben? Er wünscht zu sterben. Die Welt hat ihn zu grausam behandelt. Auf ein Mal erscheint ein Engel, in die Trümmer eines verlorenen Lebens fällt ein Samenkorn der Freundlichkeit, und siehe da, die schöne Blume der Liebe keimt auf — Liebe, die zur

Anbetung, zur Religion wird. Ja, das habe ich Ihnen schon früher geschildert; jetzt bitte ich Sie, diese schöne Verehrung nicht zu hemmen — sie hat etwas Heiliges an sich. Dieser Mann besucht die Kirchen; er steht vor den Bildern der Heiligen; unbefriedigt wandert er weiter, er sagt, es gäbe keine Heilige gleich der schönen Heiligen in England, die ihn mit ihren lieben Worten heilte, als er zum Tode krank war. Aber hier, mein lieber Monsieur Brand, höre ich Sie sagen —,Worauf will mein Freund Calabressa hinaus? Hat er sich auf das Schreiben frommer Predigten verlegt? Will er sich das Haupt scheeren lassen und einen Strick um seinen Leib legen? Fürwahr, das sieht dem Calabressa nicht ähnlich!' Sie haben Recht, mein Freund. Ich schildere das Werden eines Schwärmers, es ist ein Stück Poesie, möchte man sagen. Aber ein Schwärmer muß ein Amulett haben, nicht? Dies ist die Bedeutung und die Bitte meines Briefes an Sie. Der Ueberbringer war Willens uns einen großen Dienst zu leisten; vielleicht — die Wahrheit zu gestehen — glaubte er, es geschähe zum Vortheil der schönen Nataluschka und ihres Vaters, daß er die Pflicht zu übernehmen hätte, die jetzt auf einen Andern übertragen wird. Man muß bisweilen etwas finesse anwenden; was schadet es?

Gut. Wissen Sie, was er sich als Belohnung auserkoren hat, was er für das Werthvollste auf Erden hält? Es ist ein Porträt seiner Heiligen; das ist das Amulett, das der Schwärmer haben möchte. Ich wollte aber nicht abermals an sie selbst schreiben, denn sie würde sagen, das ist wieder so Etwas für meinen Freund Calabressa. Nein, ich schreibe an Sie; ich schreibe an Einen, der Sachkenntniß besitzt und ich spreche zu mir ‚Wenn er es für klug hält, so wird er das schöne Kind bitten, ihr Bild dem zu geben, der es anbeten wird.‘ Ich habe ihm erklärt, daß ich die Bitte stellen wollte, und ich stelle sie. Halten Sie es nicht für etwas Unbedeutendes; in seinen Augen ist es nicht unerheblich, ihm ist es die Krone des Lebens. Und wenn er spricht ‚Sehen Sie; dies ist, was ich bereit bin für sie zu thun — ich will mein Leben hingeben, wenn sie oder ihre Freunde es wünschen,‘ dann sage ich, Calabressa, daß ein Porträt, das einen, zwei, zehn Schillinge kostet, dafür nicht zu theuer ist. Nun, mein lieber Freund, Sie werden bei sich überlegen, ob es klug ist, seine und meine Bitte zu gewähren. Ich glaube an seine Treue. Wenn Sie zu ihm sprechen ‚Die schöne Dame, die liebevoll gegen Sie gewesen, wünscht, Sie sollen dies oder das thun,

oder wünscht, Sie sollen sich nie von diesem Porträt trennen, oder wünscht, Sie sollen über dies oder das schweigen', so können Sie sich auf ihn verlassen. Ich sage es. Adieu! Sagen Sie der Kleinen, daß Einer lebt, der sie nicht vergessen wird. Vielleicht werden Sie nie wieder etwas von Calabressa hören; erinnern Sie sich seiner nicht als eines Tollen, sondern als Eines, der Ihnen wohl wollte. Morgen reise ich nach Cypern; dann weiter — mit leichtem Herzen. Adieu!

Calabressa.

Er übergab den Brief Nataliens Mutter. Diese las denselben sorgfältig durch. Sie lachte ein wenig, aber in ihren Augen standen Thränen.

„Er sieht meinem alten Freunde Calabressa ähnlich," sprach sie. „Nataluschka, Du sollst Dein Porträt diesem armen Menschen geben, der Dich verehrt. Warum nicht? Calabressa sagt, der Mann wird Alles thun, was Du von ihm verlangst. Sage ihm denn, er solle sich nicht davon trennen, er soll es Niemand zeigen und Niemand sagen, daß er Dich oder mich hier gesehen hat. Ist das nicht einfach? Sag' ihm, er soll morgen oder übermorgen herkommen; Du kannst die Photographie an Mr. Brand schicken."

Das Mädchen ging nach der Thür und sprach

einige Worte zu Kirski. Er erwiderte nichts, sondern fiel auf die Knie, wie er in Curzonstreet gethan, ergriff ihre Hand und küßte sie; dann stand er auf, verbeugte sich ehrerbietig vor den Anderen und ging.

Bald darauf erschien Waters und kündigte an, daß das Frühstück aufgetragen sei; die Portieren wurden zurückgeschlagen; sie schritten an das andere Ende des Zimmers und setzten sich. Das Mahl war kein sehr üppiges, es standen keine Blumen auf dem Tisch, aber es war Alles da, was irgend ein menschliches Wesen in fünfzehn Minuten hatte beschaffen können; überdies speiste man bei einem Junggesellen. Natalie ließ es sich angelegen sein, die Mahlzeit mit einer freundlichen, kleinen Bemerkung zu eröffnen, die für Waters bestimmt war.

„Du ißt aber nichts,“ sagte der Gastgeber auf englisch. „Meinst Du, daß Deine Mutter zulangen wird, wenn sie Dich so lässig beim Essen sieht?“

Die Mutter, welche durch irgend Etwas sehr belustigt schien, meinte auf Französisch:

„Ach, mein Freund, ich habe nicht geglaubt, mein Kind könnte sich so verstellen. Ich habe nicht gedacht, sie könnte Sie hintergehen.“

Das Mädchen öffnete weit die Augen.

„Sie gab vor, Ihnen zu verdolmetschen, was dieser arme Mensch ihr sagte,“ sprach die Mutter ruhig lächelnd. „Sie vergaß, daß noch ein Anderer als sie selbst russisch verstehen dürfte.“

Natalie wurde roth.

„Mutter!“ entgegnete sie. „Ich sagte, er hätte viele thörichte Dinge geredet.“

„Am Ende,“ sprach die Mutter, „hat er nicht mehr gesagt als was Calabressa in dem Briefe erwähnt. Du bist liebenswürdig gegen ihn gewesen, er hält Dich für einen Engel, er will Dir sein Leben opfern, Dir oder irgend Einem, den Du liebst. Der arme Mensch! Sahst Du wie er zitterte?“

Natalie wandte sich an Georg Brand.

„Er sprach noch etwas mehr“, sagte sie. „Er sagte, er hätte eine Pflicht übernommen, einen Dienst, der ihm das Leben kosten würde. Er wußte nicht, was es war, weißt Du es?“

„Nein“, antwortete er offen. „Ich kann es kaum glauben, daß Jemand thöricht genug sein könnte, daran zu denken, einem solchen Manne eine ernste Pflicht aufzutragen. Aber dennoch, Calabressa spricht davon, und ich weiß, er verließ England mit Calabressa.“

„Nataluschka“, sagte die Mutter vorsichtig, und sie

ängstlich ansehend, „ich habe mich oft gefragt — ob Du viel — von — von dem Bunde wüßtest."

„Oh nein, Mutter! Man erlaubt mir zu übersetzen; und dann und wann höre ich, daß hier oder da Hülfe geleistet werden muß, aber ich kenne die Geheimnisse nicht. Das ist mein Unglück."

Die Mutter schien beruhigt.

„Es ist kein Unglück, Kind. Du bist, glaube ich, so um vieles glücklicher. Du hast also", fuhr sie schnell aufblickend fort, „Du hast nie etwas von einem gewissen Bartolotti gehört?"

„Nein", antwortete sie, rief aber sogleich sich verbessernd: „Oh, doch! Bartolotti, das ist der Name, den Calabressa mir nannte. Er sagte, wenn ich jemals in ernster Lage mich befände, sollte ich nach Neapel gehen, und das war das Loosungswort. Aber ich dachte bei mir: „Wenn ich in Noth bin, warum sollte ich nicht zu meinem Vater gehen?"

Die Mutter stand auf, ging zur Tochter hin, legte ihren Arm um den Hals des Mädchens und beugte sich zu ihr nieder.

„Nataluschka", sagte sie ernst, „Du bist klüger als Calabressa. Wenn Du in Noth bist, suche dort keine Hülfe. Gehe zu Deinem Vater."

„Und zu Dir, Mutter“, sprach sie, zog das abgehärmte, schöne Gesicht zu sich nieder und küßte es. „Warum nicht auch zu Dir? warum nicht zu Euch Beiden?“

Die Mutter lächelte, streichelte des Mädchens Haupt und kehrte dann zu der andern Seite des Tisches zurück. Waters brachte etwas Obst, frisch von Covent Garden, herein. Er brachte gleichzeitig einen Brief, den er neben seines Gebieters Teller hinlegte. Brand sah das Schreiben nicht einmal an, sondern schob es bei Seite, um Raum zu machen. Aber während er es zur Seite schob, wandte er es etwas um; und Natalie, deren Augen zufällig auf die Adresse fielen, bemerkte sofort, daß dieselbe von der Hand ihres Vaters war.

„Theuerster“, sagte sie leise und athemlos, „der Brief ist von Papa.“

„Von Deinem Vater?“ fragte er ziemlich sorglos. Dann wandte er sich zu Nataliens Mutter. „Wollen Sie mich entschuldigen? Meine Freunde sind heute entschlossen mich an ihr Vorhandensein zu erinnern.“

Aber dieser Brief war viel kürzer als Calabressa's, obwohl er freundlich gehalten war.

„Mein lieber Mr. Brand“, lautete er. „Ich freue

mich zu hören, daß Sie mit solcher Schnelligkeit gehandelt haben, daß Ihre Vorbereitungen zur Abreise fast beendet sind. Sie sind wie ein Soldat. Um so weniger Bedenken trage ich Sie zu ersuchen, daß Sie so freundlich sein mögen, mir morgen den Abend von halb zehn ab zu schenken, um eine sehr ernste Ordre mit mir zu erwägen, die uns vom Rath zugegangen ist. Sie werden einsehen, daß ein solcher Befehl den Vorrang verlangt vor unseren lokalen Anordnungen; und da derselbe vielleicht sogar das Aufgeben Ihrer Reise nach Amerika nach sich ziehen kann, so wird es gerathen sein, denselben sofort zu berathen. Ich hoffe die Zeit um halb zehn wird keiner andern Verabredung im Wege stehen.

Ihr Kollege und Freund

Ferdinand Lind."

Dies war Alles, was ein gewöhnlicher Leser in dem Briefe gesehen haben würde, aber Brand bemerkte außerdem unten in der linken Ecke ein kleines Zeichen in grauer Farbe. Der kleine Pfeil mit den zwei Punkten — das Ganze fast unsichtbar — verwandelte den Brief aus einer Einladung zu einem Befehl. Er bedeutete „In Geschäften des Raths."

Er legte den Brief nieder und sagte leichthin zu Natalie:

„Jetzt habe ich für dich eine Nachricht. Vielleicht brauche ich gar nicht nach Amerika zu gehen.“

„Du gehst nicht nach Amerika?“ sagte sie aufgeregt. „Oh, wenn es möglich wäre! wenn es möglich wäre!“ murmelte sie. „Ich wollte sagen, ich sei zu glücklich — Gott ist zu gütig gegen mich — daß er sie mir beide an demselben Tage wieder giebt — beide — an einem Tage.“

„Natalie,“ sprach er ernst, „es ist nur eine Möglichkeit.“

„Aber es ist möglich!“ sagte sie und ein schnelles, seltsames, frohes Lächeln überflog ihr Gesicht. „Es ist doch möglich!“

Dann blickte sie auf ihre Mutter, und ihr Gesicht, das etwas blaß gewesen, war nicht länger bleich, das Blut stieg zu ihrer Stirn hinauf, ihre Augen waren niedergeschlagen.

„Es würde Dir gefallen, wie?“ sagte sie zu ihm etwas förmlich, mit leiser und furchtsamer Stimme. Die Mutter lächelte unbeobachtet.

„Oh ja,“ antwortete er heiter. „Aber selbst, wenn ich nach Amerika gehe, was thut es? In ein paar Jahren — es ist nicht lange — würde ich Deine und Deiner Mutter Ankunft in Sandy Hook erwarten; ich

würde einen kleinen Dampfer dort bereit halten und wir könnten die Bucht zusammen hinaussegeln."

Als das Frühstück vorüber war, traten sie an das Fenster und bewunderten den Anblick der Gärten unten und den breiten Fluß jenseits; und sie wanderten im Zimmer umher, prüften die aus vielen Ländern zusammengebrachten Aquarellen, Stickereien und Nippsachen, und schenkten einigen Bildern große Aufmerksamkeit. Sie waren sehr entzückt von der Wohnung, obwohl die ältere Dame in ihrem hübschen gewählten Französisch sagte, es wäre offenbar, daß hier keine Frauenhand waltete, sonst wären weiße Vorhänge an den Fenstern gewesen. Brand erwiderte, er zöge es vor, daß das Zimmer recht hell wäre, und in der That, in diesem Augenblick malte das Sonnenlicht schöngefärbte Quadrate auf dem verblichenen türkischen Teppich. Aber die ganze Zeit über war Natalie sehr zurückhaltend gewesen.

Als Mutter und Tochter in der Droschke saßen, um nach Edgeward Road zu fahren — Georg Brand fuhr allein nach Brompton — sagte die Mutter:

„Nataluschka, warum war Dein Benehmen gegen Mr. Brand so ganz anders, nachdem Du gehört, er ginge vielleicht nicht nach Amerika?"

Das Mädchen zauderte einen Augenblick und schlug die Augen nieder.

„Du siehst, Mutter," sprach sie etwas verlegen, „wenn man sich in großer Sorge und Angst befindet und seine Theilnahme zu zeigen wünscht, dann spricht man vielleicht zu offen. Man denkt nicht daran, vorsichtige Worte zu wählen, das Herz spricht und man sagt leicht Dinge, die ein Mädchen nicht zu schnell äußern dürfte. Das geschieht, wenn man in großer Furcht lebt und wenn man sich um Einen bangt. Aber — wenn die Unruhe vorüber ist, wenn die Aussichten sich wieder bessern — dann bedenkt man—"

Die Erklärung kam unter Stammeln und Verwirrung hervor.

„Aber Mutter", fügte sie mit noch immer niedergeschlagenen Augen hinzu, „zu Dir kann ich wenigstens offen sein. Wenn ich Dir sage, daß ich Dich liebe, so kann ich nicht Unrecht thun."

Die Mutter drückte die Hand, die sie in der ihrigen hielt.

„Und wenn Du mir das noch recht oft sagst, Nataluschka, dann werde ich vielleicht anfangen, es Dir zu glauben."

Kapitel III.

Eine neue Heimath.

Zwei Umstände waren Georg Brand bei seiner Jagd nach einer Wohnung günstig. Er wußte genau, was er wollte, und er war bereit dafür zu zahlen. Außerdem übernahm er die Aufgabe willig und freudig. Sie gab ihm Etwas zu thun. Sie konnte einen Theil dieser Zeit der Ungewißheit ausfüllen. Sie konnte ihn davon abhalten, sich mit Untersuchungen über seine eigene Zukunft zu quälen — Untersuchungen, die offenbar unnütz waren, bis er erführe, was der Rath von ihm verlangte.

Trotzdem sollten ihm die unvermeidlichen Fehlschläge eines Wohnungssuchens nicht erspart bleiben. Im Verlauf seiner mannigfachen Wanderungen durch allerhand entlegene Straßen, die in einer bestimmten

nicht zu großen Entfernung von Brompton lagen, fand er, daß die Häuser, welche seinem Ideal einer umfriedigten Villa nahe kamen, entweder von Hyde Park zu weit entfernt waren, oder daß sie nicht zu vermiethen oder nur unmöblirt zu vermiethen waren. So mäßigte er denn als kluger Mann seine Wünsche und begann sich irgendwo nach einem möblirten Hause mit freundlichem Ansehen und dahinter liegendem Garten umzusehen. Aber dabei machte er wieder die Erfahrung, daß die großen möblirten Häuser unnützer Weise und übertrieben theuer waren und daß die kleineren sich meist in übel berüchtigten Straßen befanden. Am Ende miethete er das erste Stockwerk eines altmodischen Hauses in Hans Place und ließ sich zu seiner Auswahl theils dadurch bestimmen, daß die Wirthin eine angenehm aussehende kleine Französin war, theils dadurch, daß die Zimmer in einer Weise dekorirt und möblirt waren, die man selten in Miethswohnungen findet.

Sodann kam die Frage nach den Bedingungen, Empfehlungen u. s. w. In allen diesen Punkten zeigte sich Mr. Brand außerordentlich zuvorkommend. Als aber dies Alles geordnet war, setzte er sich wieder und sagte —

„Nun, Madame, wünsche ich, daß Sie mich deutlich verstehen. Die Dame, von der ich Ihnen gesprochen, hat viel Kummer durchgemacht; Sie müssen daher besonders freundlich gegen sie sein. Ich will dafür sorgen, daß es Ihr Schade nicht ist. Ihre Tochter wird sie oft besuchen, vielleicht jeden Tag; das Mädchen der jungen Dame kann doch wohl unten irgendwo bleiben?“

„Oh, ja, Herr.“

„Gut. Wenn Sie nun so gut sein wollen, mir Feder und Dinte zu holen, so will ich Ihnen eine Anweisung auf 52 Pfund geben — das heißt auf ein Pfund per Woche für ein Jahr. Es giebt eine Menge Gefälligkeiten, die Sie der armen Dame erweisen könnten und die um so mehr geschätzt werden würden, wenn sie nicht in ein Buch eingetragen und auf Rechnung gestellt würden, Sie verstehen mich? Vielleicht könnten Sie von Zeit zu Zeit irgeneind e kleine Aufmerksamkeit entdecken, die sie liebt. Sodann Blumen, es giebt ja wohl in Sloanstreet einen guten Blumenladen?“

„Oh, ja, Herr.“

Sie brachte die Dinte und er schrieb die Anweisung.

„Ferner, wenn die junge Dame bei ihrer Mutter zum Besuch kommt, so werden Sie auch gegen sie sehr aufmerksam und freundlich sein. Sie dürfen nicht warten, bis sie das Eine oder Andere von Ihnen wünschen; Sie müssen an die Thür kommen und sagen: „Will die junge Dame nicht eine Tasse Chokolade nehmen — oder was Sie ihr sonst vorschlagen mögen — Obst, Biscuits, Wein oder dergleichen. Und da Ihnen diese kleinen Extradinge etwas kosten werden, so darf ich Sie nicht ohne Vorschuß lassen, und so nehmen Sie denn hier diese Summe, von der Sie sich schadlos halten mögen. Natürlich darf keine der Damen etwas davon erfahren. Sie verstehen mich doch?"

„Vollkommen, Herr."

„Wenn ich dann höre, daß Sie sehr freundlich und zuvorkommend gewesen sind, dürfte ich mir wohl von Zeit zu Zeit erlauben, Ihnen ein kleines Geschenk zu senden — Etwas, was dazu beitragen kann, Ihr Haus zu verschönern. Sie haben hübsche Zimmer. Sie haben viel Geschmack in der Ausschmückung derselben bewiesen. Und wenn Sie es mir gestatten, so will ich gehen und einige Kleinigkeiten holen, die dazu beitragen sollen, daß das Zimmer auch wahrhaft wohnlich aussieht.

Sie sehen wohl ein, die Dame muß so viel Bequemlichkeit finden, als möglich, denn sie wird Niemand außer ihrer Tochter bei sich sehen und die ganzen Abende wird sie allein sein. Wollen Sie nun die Güte haben, das Feuer anzünden zu lassen? Und diese Kleinigkeiten, die ich jetzt für Sie holen will, werden natürlich Ihr Eigenthum. Sie brauchen auch nicht zu sagen, wer sie Ihnen besorgt hat."

Zunächst begab er sich zum Blumenhändler und erstand Obst und Blumen in hinreichender Menge. Dann wanderte er von Laden zu Laden, kaufte hier Bücher, dort ein Paar Lampen, einen niedrigen weich gepolsterten Lehnstuhl, einen Feuerschirm, zinnerne Büchsen mit süßen Biscuits, ein paar Dutzend Flaschen Ungarwein, eine Theemaschine sowie einen Kasten mit verschiedenen Spielen. Alle diese und viele andere Gegenstände kaufte er unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie binnen einer halben Stunde nach Hans Place geschickt würden.

Dann begab er sich wieder nach der Wohnung. Eins nach dem andern kamen die Dinge an, und nach und nach gewann das Wohnzimmer das Ansehen einer behaglichen Räumlichkeit. Er stellte die Blumen hier und da auf, die Französin hatte ihm zu dem Zweck

alle kleinen Vasen gebracht, die sie besaß. Die Studirlampe wurde angezündet und auf den kleinen Tisch gesetzt. Der neuerworbene Lehnstuhl wurde ans Feuer gerückt, einige Bücher und die Abendzeitungen darauf ausgebreitet. Er brachte den Feuerschirm an seine Stelle und überschaute das Zimmer noch einmal.

Sodann stieg er in eine Droschke und fuhr nach dem Hause in Edgeward Road. Er wurde sofort eingelassen und nach oben gewiesen. Nataliens Mutter stand auf, um ihn zu empfangen. Es schien ihm, als hätte sie geweint.

„Ich komme, um Sie nach Ihrer neuen Wohnung abzuholen," sagte er vergnügt. „Sie ist etwas besser als diese."

„Oh, das ist liebenswürdig von Ihnen," sagte sie auf französisch, „aber was frage ich viel danach, wo ich bin? Mein Herz ist voller Freude. Es genügt mir, daß ich ruhig sitzen und zu mir sagen kann, mein Kind liebt mich. Sie hat sich von mir nicht weggewandt. Sie ist schöner als ich geglaubt hatte und sie hat ein gutes Herz. Ich fürchte nichts mehr."

„Ja, Madame," entgegnete er, „aber Sie dürfen nicht ruhig dasitzen und solchen Gedanken nachhängen, sonst werden Sie krank und wie sollen Sie alsdann mit

Natalien spazieren gehen? Sie haben Vieles zu thun und Vieles, worüber Sie uns Aufklärung geben müssen. Zum Beispiel werden Sie ihr erklären müssen, wie es kommt, daß Sie nicht in ihres Vaters Haus gehen dürfen. Glauben Sie, daß sie jetzt an etwas Anderes denkt, als daran? Sie wird Sie sicherlich danach fragen."

„Ich möchte es ihr lieber nicht sagen," sprach die Mutter zerstreut. „Es ist besser, sie erfährt das nicht."

Er zögerte einige Sekunden.

„Es ist also unmöglich, daß eine Versöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Gatten —"

„Oh, nein, nein," sagte sie betrübt. „Das ist jetzt unmöglich."

„Und Sie wünschen, er soll es nicht erfahren, daß Sie und Ihre Tochter einander sehen?"

„Daran liegt mir nicht so viel", erwiderte sie. „Ich habe Vertrauen zu Nataluschka, ich sehe, sie hat Muth. Aber vielleicht wäre es besser."

„Gut. Kommen Sie jetzt in die andere Wohnung, die ich für Sie gefunden habe. Sie befindet sich in einer mehr abgelegenen Gegend."

„Gut, Monsieur. Ich habe nur wenig Sachen. Ich werde bald fertig sein."

In weniger als einer halben Stunde empfing die französische Wirthin ihren neuen Gast, und so voll Eifer war sie, dem englischen Herrn ihre Dankbarkeit für seine Geschenke zu beweisen, daß ihre zuvorkommende Gefälligkeit beinahe lästig ward.

„Ich danke Ihnen", sagte die Einziehende lachend, als die Wirthin ihr ein Kissen für den Rücken brachte, als sie sich in den Lehnstuhl niederließ, „aber ich bin noch nicht altersschwach."

Wollte Madame etwas Thee haben? Oder vielleicht hätte Madame noch nicht gespeist? Es wäre wenig im Hause, aber es ließe sich sofort etwas bereiten; von morgen früh sollten alle Anweisungen Madame's buchstäblich befolgt werden. Um sie los zu werden, sagte ihr Brand, daß Madame noch nicht gespeist habe und gern mit Dem vorlieb nehmen würde, was gerade da wäre. Dann ging sie, und er war gleichfalls im Begriff sich zu verabschieden.

„Nein", sagte die schöne Mutter zu ihm, und ein Lächeln strahlte auf ihrem bleichen Gesicht. „Setzen Sie sich. Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Er setzte sich und hielt seinen Hut in der Hand.

„Ich habe Ihnen noch nicht gedankt", sprach sie.

„Ich sehe, wer dies Alles hergerichtet. Natalie hatte Recht, Sie sind gütig — Sie denken an Andere.“

„Es ist Nichts, gar nichts“, entgegnete er schnell, und mit der ganzen Verlegenheit, wie sie einem Engländer eigen ist.

„Mein lieber Freund“, sagte die Dame, mit einer gewissen ernsten Güte in ihrem Ton und mit einem Blick zärtlicher Theilnahme in ihren Augen, „ich will Ihnen meine Dankbarkeit beweisen. Ich will es verhindern, daß eine Mißhelligkeit zwischen zwei Liebenden entsteht.“

„Er fuhr zusammen.

„Gestern“, fuhr sie fort und sah ihn immer noch in derselben liebevollen Weise an, „bevor wir Ihr Haus verließen, war Nataluschka sehr zurückhaltend gegen Sie. Ich bemerkte es wohl. Und Sie?“

„Ich — ich glaubte sie wäre müde,“ stammelte er.

„Morgen werden Sie sie hier herbringen. Und was werden Sie sagen, wenn Sie sie noch zurückhaltender — ja kalt finden werden? Sie werden dies schmerzlich empfinden, ja darüber besorgt sein. Ach, mein theurer Freund, das Leben wird bisweilen sehr bitter durch Mißverständnisse. Ich muß Ihnen deshalb den Grund davon sagen. Das Kind liebt Sie,

davon können Sie überzeugt sein. Ja, aber sie meint, sie habe dies in einer Zeit der Sorge und Angst zu offen zu Ihnen ausgesprochen, und jetzt, wo Sie vielleicht nicht nach Amerika gehen werden, jetzt, wo vielleicht alle Unruhe vorüber ist, jetzt fängt sie an zu glauben, sie hätte etwas zurückhaltender sein sollen, wie es andere junge Damen gewöhnlich sind. Das Kind meint es nicht böse, aber Sie Beide müssen sich deshalb nicht entzwein."

Er ergriff ihre Hand, um ihr Lebewohl zu bieten.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich mit Natalie deshalb hadere," sagte er heiter. „Ich gehe jetzt. Bliebe ich noch, Sie würden nichts thun als über sie reden, während es doch nöthig ist, daß Sie etwas speisen, dann eins dieser Bücher ein Stündchen lesen und zu Bett gehen, um einen langen, gesunden Schlaf zu thun. Sie müssen sehr munter aussehen, wenn sie morgen zu Ihnen kommt."

Wie sich später erwies, war diese mütterliche Warnung nicht ganz unnöthig. Am nächsten Tage um elf Uhr traf Brand, wie verabredet, Natalie an der Ecke der Stanhopestraße, um sie nach der Wohnung zu begleiten, die ihre Mutter bezogen hatte. Er war noch

nicht mit ihr in den Park gelangt, als er wahrnahm, daß ihr Betragen entschieden zurückhaltend war. Anneli war bei ihr und sie sprach bisweilen mit der Kleinen, die so, sehr gegen ihren Willen, gezwungen war, sich dicht in der Nähe ihrer Gebieterin zu halten. Endlich fragte Brand:

„Natalie, habe ich Dich beleidigt?"

„Oh, nein", entgegnete sie schnell und leise.

„Natalie," sprach er sanft, „ich habe einmal von einer bösen Person gehört, die entschlossen war, die Heuchlerin zu spielen, und vielleicht ein Unheil angerichtet hätte, wäre nicht ihre höchst liebenswürdige Mutter dazwischen getreten und hätte jemand Anders eine Warnung gegeben. Hast Du jemals von einer solchen bösen Person gehört?"

Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Anneli war jetzt etwas zurück geblieben.

Mit einiger Zögerung und doch mit Festigkeit erwiderte das Mädchen: „Du wirst mich nicht mißverstehen. Wenn die Umstände sich ändern — dann — dann mußt Du vergessen, was ich in einer Zeit der Sorge zu Dir gesagt habe. Ich habe ein Recht dazu, dies zu verlangen. Du mußt die Vergangenheit gänzlich vergessen!"

„Das ist ja unmöglich!“

„Es ist nothwendig.“

Einige Minuten lang wanderten sie schweigend weiter. Dann fühlte er einen leisen Druck auf seinem Arm; ihre Hand war es, die sich bittend einen Augenblick dort hingelegt hatte.

„Bist Du mir böse?“

„Nein“, sagte er offen, „eben deshalb nicht, weil das, um was Du bittest, unmöglich, unnöthig, widersinnig ist. Du könntest von mir ebenso gut verlangen, ich sollte vergessen, daß ich lebe. Auf jeden Fall, ist es nicht etwas zu früh? Bist Du dessen so sicher, daß aller Anlaß zu Unruhe verschwunden ist? Warte bis der Sturm vorüber ist und wir in den Hafen einlaufen; dann wollen wir in unserm Sonntagsstaat ans Land gehen.“

„Ich fürchte, Du bist mir böse,“ wiederholte sie furchtsam.

„Du könntest mich nicht böse machen, wenn Du es auch wolltest,“ sagte er schlicht. „Aber ich bin stolz auf Dich, Natalie, — stolz auf den Muth, die Lauterkeit, die Offenheit Deines Wesens; und ich sehe es ungern, daß Du von Deiner Höhe herabsteigst und

an das denkst, was eine Schulmeisterin von Dir halten dürfte."

„Nicht was Andere von mir halten, bedenke ich, sondern was ich selbst von mir halten muß," entgegnete sie mit derselben leisen Stimme.

Sie kamen nach Hans Place. Die Mutter stand an der Thür ihrer Wohnung um sie willkommen zu heißen. Sie nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie hinein.

„Sieh Dich um, Nataluschka," sprach sie. „Kannst Du errathen; wer dies Alles für mich so hergerichtet — für mich und für Dich?"

Das Mädchen wandte sich um, ihre Augen waren zu Boden gesenkt; sie ergriff ihres Geliebten Hand und küßte sie schweigend.

Dann sprach er leichthin, während er den niedrigen Lehnstuhl ans Feuer rückte:

„Kommen Sie, Madame, und setzen Sie sich hier. Und Du, Nataluschka, hier ist ein Sessel für Dich, damit Du Deinen Kopf an Deiner Mutter Knie lehnen kannst. So, das ist eine sehr hübsche Gruppe. Weißt Du auch, weshalb ich Euch so zu einem Bilde zusammen stelle? Nun, sieh, dies sind unruhige Zeiten; man hat seine Pflicht zu thun; wer weiß, was sich ereignen kann? Nun, was auch vorfallen möge, dieses

Gemälde kann ich mit mir nehmen; und stets, wo ich auch bin, kann ich zu mir sagen, daß Natalie und ihre Mutter in dem kleinen, stillen Zimmer beisammen und daß sie glücklich sind. Ich muß Euch jetzt Lebewohl sagen; ich habe heut mit meinem Sachwalter viel zu thun. Und die Wirthin, Madame, wie bedient sie Sie?"

„Sie überschüttet mich mit Freundlichkeit."

„Das ist vortrefflich," sagte er, als er ihnen die Hand reichte und gegen ihren Wunsch sich verabschiedete.

Er nahm dieses Bild mit sich. Er hatte die Beiden beisammen gesehen und sie waren glücklich. Was fragte er danach, was aus ihm selbst werden würde?

Es war am Abend desselben Tages, daß er dem Ruf des Rathes zu folgen hatte.

Kapitel IV.

Ein Conclave.

Pünktlich auf die Minute kam Georg Brand in Lislestreet an. Er fand Lind am Pult sitzend; Reitzei und Beratinsky standen am Kamin. Auf dem Tisch waren vier Tassen mit schwarzem Kaffee, vier kleine Gläser, eine Flasche mit Cognac und eine Schachtel voll Cigaretten.

Lind erhob sich, ihn zu empfangen und war äußerst zuvorkommend. Er entschuldigte sich, daß er seine Vorbereitungen zur Abreise habe unterbrechen müssen, und bot ihm Kaffee und eine Cigarette an. Als der Neuangekommene beides abgelehnt, nahm Lind seinen Platz wieder ein und bat die Andern, sich zu setzen.

„Wir wollen sogleich zur Sache übergehen, meine Herren,“ sprach er in ganz gewöhnlichem und geschäftsmäßigem Ton, „obgleich, wie ich Ihnen bekennen muß,

es eine Sache betrifft, die nicht ganz nach meinem Geschmack ist. Vielleicht müßte ich dieses Bekenntniß unterdrücken. Dieses Papier, sehen Sie, enthält meine Bevollmächtigung von Seiten des Rathes, Sie zusammenzuberufen und mit dem Dienst bekannt zu machen, den er von uns verlangt. Vielleicht müßte ich bloß gehorchen und nichts sagen, aber wir sind Freunde, die vertraulich reden dürfen."

Hier füllte Reitzei, der noch bleicher als gewöhnlich war und dessen Finger etwas zitterten, eines der kleinen Gläser mit Cognac und trank es aus.

„Ich sage nicht, daß ich Anstand nehme", fuhr Lind fort, „daß ich widerwillig bin, weil der Dienst, der von uns, oder von Einem von uns verlangt wird, gefährlich, ja äußerst gefährlich ist. Nein, was mich selbst angeht, ich habe mein Leben zu oft in die Schanze geschlagen, um viel darüber nachzudenken. Und Sie, meine Herren, wenn Sie die Verpflichtungen bedenken, die Sie übernommen haben, so hoffe ich, daß niemals die Frage möglicher Gefahr Ihrem Gehorsam gegen die Befehle des Rathes hinderlich in den Weg treten wird."

„Was mich betrifft", sagte Reitzei in nervöser Erregung, „ich sage Ihnen so viel, daß ich ganz gern

etwas Aufregendes übernehmen möchte, gleichviel was es sei. Ich bin der Beschäftigung hier in London müde — sie ist einförmig und regelmäßig, wie das Ticken einer Uhr. Ich bin für eine Sache, die das Blut ein wenig in Bewegung setzt. Ich sage, ich bin zu Allem bereit."

„Was mich angeht", sagte Beratinsky kurz, „mich hat noch Niemand eine Memme geheißen."

Brand sprach kein Wort. Er bemerkte, daß etwas ungewöhnlich Ernstes vorlag, und fast unbewußt schloß er die rechte Hand, damit er Nataliens Ring fühlen könnte.

Lind fuhr in ernsterer Weise fort:

„Ja, ich muß bekennen, daß ich persönlich dafür bin, eine Gewaltthat zu vermeiden und die Bestrafung eines Verbrechens dem Gesetz und den Gerichten zu überlassen. Aber dann würde der Rath vielleicht sagen: „Giebt es nicht Vergehungen, für die das Gesetz keine Strafe kennt? Giebt es nicht Leute, die das Gesetz nicht erreichen kann? Und wir, die wir unser Leben einsetzen für die Abstellung des Unrechts, für die Beschützung der Armen, für die Aufrechthaltung des Rechts, sollen wir dabei stehen und das sittliche Gefühl der Menschheit beschimpfen lassen von Leuten

in hohen Stellungen? Sollen wir da schweigen und keine Hand erheben? Es giebt Fälle, wo der Mann mit Recht das Gesetz selbst in die Hand nehmen darf. Nun möchte Einer daraus den Schluß ziehen — ich behaupte dies nicht für mich selbst — daß dasjenige, was ein Mann mit Recht thun darf, ein Bund ebenfalls von Rechtswegen unternehmen kann. Was hätte die sich schnell ausbreitende Kultur in Amerika ohne die Lynchtribunale leisten können? Die ehrbaren Leute sprachen zu sich: ‚Es handelt sich um Leben oder Sterben. Wir müssen diese Schufte sogleich vernichten oder die Gesellschaft geht zu Grunde. Wir können nicht auf das Gesetz warten, das ist machtlos.‘ Und so, nachdem der Vorsitzende seine Entscheidung abgegeben, gingen sie hinaus, griffen die Schufte und knüpften sie an dem nächsten Baum auf. Man nennt sie deshalb nicht Mörder. Richter Lynch müßte ein Standbild in jedem westlichen Staat von Amerika haben."

„Gewiß, gewiß!" rief Reitzei, während er mit unsicherer Hand sich ein zweites Glas Cognac einschenkte. Er war für gewöhnlich äußerst mäßig. „Wir sind alle einer Meinung. Gerechtigkeit muß geübt werden, mag das Gesetz es erlauben oder nicht. Ich sage, je schneller, je besser."

Lind schenkte seinen Worten keine Aufmerksamkeit sondern fuhr ruhig fort: „Ich will nun auf das kommen, was der Rath von uns verlangt, und ich habe mich bemüht, mich ganz objektiv auf seinen Standpunkt zu stellen. Ich möchte Sie bitten, sich vorzustellen, daß Sie sich nicht hier in diesem freien England befinden, wo das Gesetz stark ist, wo Sie eine unwiderstehliche öffentliche Meinung haben, und wo es unmöglich ist, daß ein hoher Beamter des Landes ein schmachvolles Leben führt, und ein Unterdrücker und ein Schurke ist. Wir wollen den Fall setzen, Sie seien arm und wüßten manchmal kaum wie Sie eine Handvoll Nahrungsmittel zusammenscharren sollen, Ihre Kinder seien zerlumpt und hungrig und Sie wären von Zeit zu Zeit gezwungen nach dem Monte di Pietà zu gehen, um Ihr geringes Habe zu versetzen, damit Sie nicht sterben oder Ihre Kinder vor Ihren eignen Augen dahinsinken."

„Ja ja!" rief Reitzei. „Das ist das Schlimmste, die eignen Kinder sterben zu sehen! das ist schlimmer als der eigne Hunger."

„Und Ihr," fuhr Lind ruhig, aber nachdrücklicher fort, „Ihr armen Teufel, Ihr seht, wie ein großer Würdenträger in schamloser Ueppigkeit lebt, wie er jedes

menschliche und göttliche Gebot übertritt, wie die Kinder seiner Maitressen in Palästen und er selbst vom Mark des Landes lebt. Welches Gesetz bricht dieser liederliche Wucherer nicht? Wer macht das Korn theuer, so daß Ihr es für Eure hungrigen Kinder nicht kaufen könnt? Wer sonst als dieser Plünderer, dieser Räuber, welcher mit den Geldern, die man den Armen abgepreßt, das Getreide des ganzen Landes aufkauft. Eine hübsche Spekulation! Kein Wunder, daß Ihr murrt und klagt, daß Ihr ihn im Stillen verflucht. Kein Wunder auch, daß, wenn Ihr zu einem großen Bund gehört, der sich das Wort gegeben, für Gerechtigkeit zu sorgen, kein Wunder, daß Ihr zu dem Bunde sprecht: Meister, warum kann die Gerechtigkeit nicht gleich geübt werden? Es dauert zu lange bis das tausendjährige Reich beginnt. Vertilget diesen Bedrücker vom Erdboden; nieder mit dem Aussauger, dem Wucherer, dem Tyrannen!"

„Ja wohl," rief Reitzei aufgeregt. Beratinsky saß finster und schweigend da. Brand, der eine seltsame Ahnung von dem hatte, was kommen würde, hielt die Hand fest um Nataliens Ring geschlossen.

„Noch mehr," fuhr Lind fort, und wenn er wirklich schauspielerte, so war es ein seltenes Stück Schauspielerkunst, denn eine finstere Wolke von Zorn und

Unwille sammelte sich auf seiner Stirn und vermehrte den Nachdruck seiner Stimme. „Es sind nicht bloß Eure Börsen, nicht nur euer armseliges Heim, das angegriffen wird, sondern die Ehre Eurer Frauen. Wessen Schwester oder Tochter ist sicher? Mr. Brand, einer Ihrer englischen Dichter läßt die Armen zu den Reichen sprechen:

„Unsre Söhne sind eure Sklaven bei Tage,
Unsre Töchter eure Sklaven des Nachts!"

Aber was sagen Sie dazu, daß eines Tages ein armer Mann — ich will Ihnen seinen Namen neunen — er heißt De Bedros — ein hülfloser, armer alter Mann — zu dem erwähnten großen Bunde kommt und seine Hände ringend spricht: Meine Brüder und Freunde, Ihr habt geschworen, die Schwachen zu schützen und die Beleidigten zu rächen: was nutzt euer Eid, wenn Ihr mir jetzt nicht helfet? Meine Tochter, meine einzige Tochter ist mir geraubt, von meiner Seite gerissen worden. Sie schrie vor Furcht, ich aber wurde blutend in den Graben geworfen. Von wem? Von Einem, der über dem Gesetz steht, der das Gesetz verlacht, der sich selbst Gesetz ist! Aber Ihr, Ihr werdet die Rächer sein. Zu lange schon hat dieses Ungeheuer den Namen des Gesetzes beschimpft und die

Geduld seiner Mitmenschen verhöhnt: meine Brüder, was ich von Euch verlange, was ich von dem Bunde der sieben Sterne, von Euch, dem Rath, verlange, das ist, meine Brüder und Freunde, ein Todesurtheil gegen das Ungeheuer Zaccatelli!"

„Ja wohl, das Urtheil!" schrie Reitzei vor Aufregung zitternd. „Wer könnte es verweigern?"

„Meine Herren," sagte Lind ruhig, „das Urtheil ist gefällt worden. Hier ist meine Vollmacht. Lesen Sie!"

Er reichte das Papier zu allererst an Brand, der es in beide Hände nahm und sich zwang, es durchzulesen. Aber er vermochte es nicht sehr aufmerksam durchzusehen, sein Herz schlug schnell, er dachte an viele Dinge auf ein Mal — an Lord Evelyn, an Natalie, an seine dem Bunde geleisteten Eide, selbst an sein Heim und an die Buchenwälder in Buckinghamshire. Er reichte das Papier Reitzei, der viel zu aufgeregt war, um es überhaupt zu lesen. Beratinsky warf nur einen nachlässigen Blick darauf und legte es dann wieder auf den Tisch.

„Meine Herren", fuhr Lind fort und nahm sein ruhiges Wesen von vorher wieder an, „persönlich halte ich es für recht, daß dieser Mann, den das Gesetz

nicht erreichen kann oder nicht erreichen will, bestraft werde für seine lange Laufbahn der Grausamkeit, der Unterdrückung, des Verbrechens, und daß er dafür mit dem Tode bestraft werde; aber wie ich Ihnen schon vorher bekannte, ich hätte gewünscht, daß diese Strafe nicht durch unsere Hände vollstreckt würde. Wir haben in England große Fortschritte gemacht und haben nichts als Frieden und Wohlwollen gepredigt und die Anwendung gesetzlicher Mittel zur Verbesserung der bestehenden Zustände. Wenn es bekannt wird, daß diese That vom Bunde ausgeht, wie es denn ohne Zweifel bekannt werden wird, so wird uns das hier einen ungeheuren Schaden bringen, denn das englische Volk wird es nicht verstehen können, daß ein solcher Zustand der Dinge, wie ich ihn beschrieben habe, überhaupt noch irgendwo bestehen kann oder daß dies das einzige Mittel dagegen ist. Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, es geschah sehr widerwillig, daß ich Sie heut Abend hier zusammen berief —"

„Wie so, Bruder Lind?" unterbrach ihn Reitzei und langte abermals über den Tisch weg nach der Flasche. „Wir sind doch keine Memmen."

Beratinsky nahm ihm die Flasche weg und stellte sie wieder auf den Tisch.

Reitzei nahm das nicht übel; er versuchte eine Cigarette zu drehen, aber es gelang ihm nicht mit seinen zitternden Fingern.

„Sie werden eingesehen haben," sagte Lind, ohne auf diese Unterbrechung zu achten, „weshalb der Rath diese Pflicht von der englischen Sektion verlangt hat. Die Lektion würde ganz unnütz sein — ein werthvolles Leben, das dem Bunde gehört, würde verloren gehen — wenn die Welt glauben könnte, daß dies ein Akt der Privatrache wäre. Nein; der Tod Zaccatellis wird eine Warnung sein, die Europa beherzigen wird. Wenigstens", setzte er gedankenvoll hinzu, „hoffe ich, daß er sich als eine solche erweisen und daß es unnöthig sein wird, dieselbe zu wiederholen."

„Sie sind äußerst zartfühlend, Bruder Lind", sprach Reitzei. „Bedauern Sie denn den Mann? Meinen Sie, er sollte mit seinen Verbrechen weitere zwanzig oder dreißig Jahre im Angesicht der Welt prahlen?"

„Es ist nicht nöthig auszusprechen, was ich meine", entgegnete Lind in derselben ruhigen Weise. „Es ist genug, daß wir unsere Pflicht kennen. Der Rath hat befohlen; wir gehorchen."

„Ja, aber kommen wir zur Sache, Bruder Lind," sagte Beratinsky etwas mürrisch. „Ich frage nicht viel

nach dem, was mir begegnet, aber man wünscht doch zu wissen, woran man ist."

„Meine Herren", sagte Lind ruhig. „Sie wissen, daß unter den Vorschriften des Bundes sich eine befindet, dahin gehend, daß kein Mitglied mit einer lebengefährlichens Mission betraut werden soll, ohne daß mindestens vier Personen darum loosen. Da nun dieser besondere Dienst große Vorsicht und Verschwiegenheit verlangt, so bin ich der Ansicht, daß die Loosung sich auf vier zu beschränken hat, kurz auf uns selbst."

Keiner der übrigen Anwesenden sprach ein Wort. „Daß dieser Dienst lebensgefährlich, ist offenbar; nur durch ein Wunder kann der, der ihn übernimmt, entkommen. Aus dem Papier, daß Sie gelesen, werden Sie entnommen haben, daß ich von dem Rath beauftragt bin, das Ballot anzustellen, daß ich aber nicht angewiesen bin, mich selbst einzuschließen. Ich brauche es also nicht zu thun, wenn ich es nicht will; wenn ich aber meine Freunde auffordere, eine Gefahr zu bestehen, so bin ich auch Willens, mich derselben Gefahr auszusetzen. Ich bin übrigens schon früher in nicht weniger gefahrvolle Unternehmungen verwickelt gewesen."

Er lehnte sich nach vorn und zog einen Bogen Papier

an sich. Darauf nahm er eine Scheere und schnitt das Papier in vier Stücke. Diese faltete er sodann zusammen, bis sie ungefähr von der Größe eines Schillings und ganz gleich waren. Während dieser Zeit redete er immer fort.

„Ja, es wird ein gefährliches Geschäft sein", sagte er langsam, „und eins, das große Vorsicht und Ueberlegung verlangt. Auch will ich nicht sagen, daß es ganz und gar unmöglich ist, daß der Thäter entkommt, obgleich dann freilich die Warnung, die Lektion dieses Strafakts nicht so wirkungsvoll sein dürfte, denn man könnte ihn für eine Sache der Kamorra halten, obwohl der Verurtheilte selbst es bereits besser weiß." Er öffnete eine in der Nähe stehende Flasche mit rother Tinte. „Die einfachsten Mittel genügen", sprach er. „Wir machten die Sachen so im Jahre 48."

Er öffnete eins der Stücke Papier und machte ein rothes Kreuz darauf, das er auf einem Löschblatt trocknete. Dann faltete er es wieder zusammen, warf die vier Stücke in einen Pappkasten, machte den Deckel zu und schüttelte den Kasten leicht.

„Wer das rothe Kreuz zieht", sagte er fast gleichgültig, „führt den Befehl des Raths aus. Haben Sie irgend Etwas zu sagen, meine Herren?"

„Ja", sagte Reitzei dreist.

Lind sah ihn an.

„Wozu das Ballot?" fragte der blasse junge Mann. „Wie, wenn sich Jemand freiwillig dazu erbietet? Ich möchte selbst die Strafe an dem schuftigen Zaccatelli vollstrecken."

Lind schüttelte mit dem Kopf.

„Unmöglich. Calabressa hat auch an einem Freiwilligen gedacht; er war verrückt; es muß ballotirt werden. Nun, wollen wir anfangen?

Er öffnete den Kasten und stellte ihn vor Beratinsky hin.

Beratinsky nahm eins der Papiere heraus, öffnete es, sah es an, zerknitterte es und warf es in das Feuer.

„Ich bin es wenigstens nicht," sprach er.

Reitzei kam an die Reihe. Als er das Papier betrachtete, das er gezogen, zerknüllte er es mit einer Verwünschung und warf es auf die Erde.

„Natürlich, natürlich," rief er, „gerade, wenn ich mich nach einem aufregenden Geschäft sehnte. So sind Sie es also, Bruder Lind, oder unser Freund Brand."

Ruhig und geschäftsmäßig reichte Lind Georg

Brand den Kasten hin, und dieser, der ein stolzer Mann und in Gegenwart von Ausländern entschlossen war, keine Spur von Bewegung zu verrathen, nahm das Papier heraus, öffnete es und als er sein Schicksal in dem rothen Kreuz erblickte, legte er es ohne ein Wort zu sagen auf den Tisch vor sich. Darauf schloß er die Hand auf Nataliens Ring.

„Nun," sprach Lind traurig, als er das vierte Stück heraus nahm, ohne es anzusehen und die Schachtel bei Seite warf, „ich bedaure den Ausgang beinahe, so weit er Sie und mich betrifft. Ich habe ein kürzeres Leben vor mir."

„Eine Frage möchte ich wohl stellen," sagte Brand aufstehend — er war vollkommen gefaßt.

„Ja?"

„Der Befehl des Raths muß vollführt werden. Ich wünschte nur zu wissen, ob, wenn die That vollbracht wird, ich meinen eigenen Namen angeben muß."

„Keinesweges!" sagte Lind schnell. „Sie können jeden Namen annehmen, der Ihnen beliebt."

„Ich freue mich darüber", entgegnete er. Dann traf er mit derselben stolzen, unbeirrten Festigkeit eine Verabredung für den nächsten Tag, nahm Hut und

Rock, bot seinen Gefährten gute Nacht und ging hinaus in die kalte Nachtluft. Er konnte sich noch nicht Alles klar machen, was geschehen war, aber sein erster schneller, instinktiver Gedanke war gewesen:

„Ach, nicht der — nicht der Name, den meine Mutter führte!“

Kapitel V.

Tiefe Schwermuth.

Die Berührung mit der kalten Nachtluft that seinem brennenden Kopf wohl; auch der dumpfe, dröhnende Lärm in den dicht gefüllten Straßen wirkte erfrischend auf ihn. Die Theater waren eben aus; Droschken, Omnibusse, Equipagen vermehrten das geräuschvolle Treiben; auf den Trottoirs drängten sich die Menschen, lachend, schwatzend und einander zurufend. Er war froh, sich in dieser lauten Menge verlieren zu können, und erfreute sich der Dunkelheit, die ihn verbarg, denn er wollte seinen Betrachtungen nachhängen.

Aber seine Gedanken waren zu schnell und zu furchtbarer Art um klar zu sein. Er hatte nur das unbestimmte Bewußtsein, — aber es war ein Be=

wußtsein, das sein Herz und seinen Kopf wie ein verzehrendes Feuer ergriff — daß die schönen Träume, die ihm eine Zukunft jenseits des Ozeans vorgespiegelt hatten, mit Natalien, die neben ihm lebte und thätig war und ihn mit ihrem stolzen Muth anfeuerte, daß diese Träume plötzlich zerflossen waren, und daß an ihrer Stelle dieses erbarmungslose, unerbittliche Schicksal vor ihm dastand. Er konnte sich kaum sagen, wie es gekommen war; er wußte nur, daß die schreckliche Gewißheit ihm gegenüber stand und ihm ins Antlitz starrte. Er konnte ihr nicht aus dem Wege gehen, er konnte die Augen nicht vor ihr verschließen, sich nicht vor ihr zurückziehen, kein Entweichen war möglich. Dann überkam ihn das ungestüme Verlangen, die That sofort zu vollbringen. Sogleich — sogleich — und dann möchte das Grab über seinen Gewissensbissen und über seiner Verzweiflung sich schließen. Natalie würde ihn vergessen; sie hätte jetzt ihre Mutter, welche sie trösten könnte. Evelyn würde sagen: „Armer Teufel, er ist nicht der erste, der ins Unglück gerathen ist, weil er sich auf Dinge einließ, ohne zu erwägen, wie weit sie ihn führen könnten.“ Aber möchte es nur erst vorüber sein — das war abermals sein ungestümes Verlangen. Im Grabe wäre Friede und

Vergessen. Dann packte ihn plötzlich eine seltsame Laune. Ein zerlumpter Junge rief den Namen einer französischen Zeitung aus. Brand kaufte ein Exemplar, ging weiter, trat in ein nahes Kaffeehaus und setzte sich an einen der kleinen Tische. Ein Kellner kam zu ihm und er bestellte mechanisch Kaffee. Er begann in der Zeitung nach den Berichten zu suchen, die gewöhnlich die Ueberschrift tragen Gazette des Tribunaux.

Endlich fand er in einer Ecke des Blattes diese Bezeichnung, obwohl darunter nichts von Wichtigkeit oder Interesse zu lesen war. Aber die Ueberschrift selbst zog ihn seltsam an. Er hielt seine Augen darauf gerichtet. Dann fing er an einzelne Phrasen und Sätze herauszulesen — oder vielleicht sah er sie nur in seiner Vorstellung. Die Ermordung Zaccatelli's. Der Angeklagte, ein Engländer, der sich weigert, seinen Namen zu nennen — räumt ein, daß er keinen persönlichen Groll hatte — beauftragt dieses abscheuliche Verbrechen zu begehen — eine Strafe von einer Gesellschaft verhängt, die er nicht nennen will — bekennt seine Schuld — begehrt sofort verurtheilt zu werden und zu sterben sobald das Gesetz es erlaubt. — Heute Morgen wurde der Mörder — der sich Eduard Bernard nennt — hingerichtet. —

Er faltete die Zeitung schnell zusammen, als fürchtete er, es könnte Jemand hineinsehen und diese Worte lesen. Dann sah er sich um. Niemand beobachtete ihn. Das Kaffeehaus war beinahe voll und unter den Gasflammen wurde viel gesprochen und gelacht. Er schlich sich hinweg und ließ seinen Kaffee unberührt.

Als er aber auf die Straße hinausgetreten war, richtete er sich auf und sein Gesicht nahm einen entschlossenern Ausdruck an. Er schritt schnell nach Clargesstreet. Das Evelyn'sche Haus war von oben bis unten dunkel, offenbar hatte sich die Familie schon zur Nachtruhe begeben. „Vielleicht ist er im Century," sprach Brand zu sich, als er sich von neuem auf den Weg machte. Aber als er eben an die Straßenecke kam, fuhr ein Wagen heran und der Kutscher, der zu schnell um die Ecke bog, streifte mit dem Rade den Eckstein.

„Warum achten Sie nicht auf den Weg?" rief eine Stimme aus dem Wagen.

„Bist Du es, Evelyn?" rief Brand.

„Ja wohl!" war die Antwort, der Wagen hielt an und Lord Evelyn stieg aus. „Ich freue mich, daß ich noch antworten kann. Ich dachte schon, wir würden umwerfen."

„Kannst Du mir fünf Minuten schenken?"

„Fünf Stunden, wenn Du wünschest.“

„Ich bin froh, daß ich Dich endlich gefunden habe,“ sprach Brand. „Meine Nerven haben einen schweren Schlag erhalten.“

„Ich habe nie gewußt, daß Du überhaupt Nerven hättest.“

„Wenn ich ein paar Minuten mit Dir geredet habe, so werde ich wieder gefaßt sein. Können wir in das Haus gehen?“

„Wir werden Niemand aufwecken.“

Sie gingen geräuschlos in das Haus und schritten den Flur entlang, bis sie ein kleines Zimmer hinter dem Speisesaal erreichten. Das Gaslicht brannte daselbst mit kleiner Flamme. Biscuits, Selterwasser und Cognac standen auf dem Tisch.

Lord Evelyn wollte eben die Gasflamme höher schrauben, als er seinen Freund zufällig ansah. Er stieß einen Ruf des Schreckens aus. Brand, der sich auf einen Stuhl gesetzt, weinte, das Gesicht mit den Händen bedeckend, wie ein Kind.

„Großer Gott, was giebt es, Brand?“

Die Anwandlung von Schwäche dauerte nicht lange. Brand stand ungeduldig auf, und ging ein paar Mal in dem kleinen Zimmer auf und ab.

„Was es giebt? Nun, ich habe heut Abend mein Urtheil empfangen, Evelyn. Aber es ist nicht das — es ist der Gedanke an die, welche ich hinterlasse — Natalie — und die Knaben meiner Schwester — wenn es am Ende doch bekannt wird, daß sie mit mir verwandt waren.“ —

Es war nur ein lautes Denken, er vergaß, daß Evelyn ihn nicht verstehen konnte, er vergaß fast, daß er überhaupt sprach. Aber bald gewann er mehr Fassung. Er setzte sich wieder. Er zwang sich dazu ruhig zu sein; das einzige Zeichen seiner Aufregung war, daß sein Gesicht bleich und seine Augen matt aussahen.

„Ja, ich sagte Dir, mein Nervensystem hätte einen Schlag erhalten, Evelyn. Aber ich denke, ich habe ihn überstanden. In meiner Lage darf man sich seinem Gefühl nicht hingeben.“

„Ich wollte, Du sagtest mir, was Du meinst.“

Brand sah ihn an.

„Ich kann Dir nicht Alles sagen, aber dies wird genügen. Der Rath hat den Tod einer gewissen Person beschlossen, und ich soll der Henker sein.“

„Du sprichst im Wahnsinn!“

„Es wäre vielleicht besser, es wäre so“, sagte er

seufzend. „Jedoch so verhält es sich. Heut Abend wurde darum geloost, das Loos hat mich getroffen. Ich habe Niemand zu tadeln — nur mich selbst.“

Lord Evelyn war zu erschüttert, um sprechen zu können. Das ruhige Wesen seines Gefährten hätte ihn überzeugen müssen, und doch — wie war so etwas möglich?

„Ja, ich tadle mich selbst“, sagte Brand, „daß ich nicht gewisse Vorbehalte gemacht habe, als ich mich dem Bunde anschloß. Aber wie konnte man an so Etwas denken? Wenn Lind die Verbrechen der Nihilisten verwünschte und mit Unwillen vòn den unnützen Abscheulichkeiten der Kamorra sprach — wie hätte man es da für möglich halten können, daß der Mord Einem als eine Pflicht auferlegt werden würde?“

„Aber Lind!“ rief Lord Evelyn. „Lind kann doch sicherlich so Etwas nicht billigen!“

„Er billigt es freilich nicht,“ antwortete Brand, „Er sagt, es wird zum Unglück ausschlagen.“

„Warum erhebt er denn nicht Widerspruch?“

„Widerspruch gegen einen Beschluß des Rathes!“ rief der Andere. „Du weißt von dem Rath nicht so viel, als ich darüber weiß, Evelyn. Nein, ich habe Gehorsam gelobt, und ich will gehorchen.“

Er hatte seine Festigkeit wieder gewonnen, er schien resignirt, ja entschlossen. Sein Freund war jetzt aufgeregt, nicht er.

„Ich sage Dir, alle Eide der Welt können einen Menschen nicht zwingen, einen Mord zu begehen!“

„Oh, sie nennen es nicht Mord,“ entgegnete Brand ohne Bitterkeit; „sie nennen es Bestrafung, eine Warnung für die Missethäter in Europa. Ohne Zweifel ist dieser Mann ein großer Schurke, das Gesetz kann ihn nicht erreichen, und dann hat ein Mitglied des Bundes, das arm und alt ist und schmähliches Unrecht von diesem Mann erfahren hat, sich an den Rath mit der Bitte gewandt, ihn zu rächen. Nein, ich kann die Lage des Raths begreifen. Ich habe keinen Zweifel, daß er recht zu handeln glaubt.“

„Aber Du selbst hältst es nicht für recht!“

„Mein lieber Freund, der gemeine Soldat darf nicht fragen, ob sein König Recht oder Unrecht hat einen Krieg anzufangen. Seine Pflicht ist es, den Befehlen zu gehorchen — zu tödten, wenn es verlangt wird — seinem Eide gemäß.“

„Nun, Du siehst die Sache als selbstverständlich an!“ rief Lord Evelyn unwillig. „Ich kann es noch nicht für möglich halten! Und — und wenn es doch so

wäre — bedenke nur welche Vorwürfe ich mir machen müßte, denn ich war es, der Dich dem Bunde zuführte, Brand."

„Oh nein", erwiderte der Andere zerstreut.

Er starrte in das erlöschende Feuer und saß einige Sekunden lang schweigend da. Dann sagte er langsam und gedankenvoll: „Ich fürchte, ich habe ein sehr selbstsüchtiges Leben geführt. Natalie würde es nicht sagen, denn sie ist zu edelmüthig. Aber es ist so. Nun, dies wird eine Art Sühne sein. Sie wird es erfahren, daß ich mein ihr gegebenes Wort gehalten habe. Sie gab mir diesen Ring, Evelyn."

Er streckte einen Augenblick seine Hand aus.

„Ich gab ihr das Versprechen, daß ich nie dem Bunde untreu werden wollte. Nun, weder sie noch ich hielten so Etwas damals für möglich; aber jetzt will ich keine Memme sein. Du hast gesehen, Evelyn, daß mich einen Augenblick der Muth verließ, aber ich glaube nicht, daß es meinetwegen geschah, es war um ihretwillen — und — um ein oder zwei Andere. Du siehst unsre Unterhaltung hat alle diese nervöse Aufregung gebaut, jetzt können wir von Geschäften reden."

„Ich will nicht — ich will nicht!" rief Evelyn,

der in höchster Erregung war. „Ich will selbst zu Lind gehen. Ich will ihm sagen, daß keine Verpflichtung dieser Art von irgend einem Mitglied je ins Auge gefaßt worden. Für Neapel oder Sicilien mag das passen, für Menschen auf dieser Seite des Kanals schickt es sich nicht: es wird seine Arbeit untergraben: er muß Widerspruch erheben — ich will ihn dahin bringen!"

„Mein lieber Freund," sprach Brand ruhig, „ich sagte Dir schon, daß Lind die Ausführung dieses Plans mit Widerstreben übernommen hat. Er weiß, es kann unsere Arbeit — nun mein Antheil daran wird bald vorüber sein — nicht fördern. Aber in dieser Sache giebt es keinen Widerspruch. Du bist nur ein Genosse, Du weißt nicht, welche bindende Gelübde Du leisten mußt, wenn Du die höheren Grade erhältst. Ueberdies muß ich noch folgendes zu seinem Lobe sagen. Er ist nicht verpflichtet, selbst ein Loos zu nehmen, dennoch that er es heute Abend. Es ist Alles entschieden und vorüber, Evelyn. Was liegt an dem Leben eines Einzelnen? Man setzt täglich Hunderte und Tausende von Menschenleben „mit leichtem Herzen" auf's Spiel. Und selbst wenn diese Sache einige unserer Freunde hier erschrecken sollte, die Wirkung wird nicht von

Dauer sein. Die Organisation ist zu groß, zu stark, zu gewaltig, sie kann durch eine solche Kleinigkeit nicht gestört werden. Ich möchte jetzt von Geschäften reden."

„Ich will nichts hören — ich will dies nicht zugeben."

„Du mußt mich hören, die Zeit ist kurz", sprach Brand mit Entschiedenheit. „Wie die Sache zu geschehen hat, weiß ich nicht, morgen werde ich wohl das Nähere hören, aber ich muß sogleich einige Schritte thun und zu verhindern suchen, daß die wenigen Verwandten, die ich habe, von Schande betroffen werden. Ich werde vorgeben, ich ginge auf ein Jagdunternehmen aus — Afrika ist ein großes Land, in welchem sich Einer leicht verlieren kann — kehre ich von da nicht wieder, was liegt daran? Ich lasse Dich als meinen Testamentsvollstrecker zurück, Evelyn, oder es wird sichrer sein, das ganze Eigenthum gleich zu verschenken. Ich werde meiner Schwester ältestem Sohn die Besitzung in Buckinghamshire geben. Sodann muß ich den Andern etwas hinterlassen. Fünfhundert Pfund zu vier Procent, damit könnte der arme Teufel von Kirski seine Miethe bezahlen und sich weiter forthelfen. Auch Dir will ich ein Geschenk machen, Evelyn; Du siehst also, Du sollst auch Nutzen davon haben.

Sodann was Natalie — oder vielmehr ihre Mutter betrifft —"

„Ihre Mutter!" Evelyn starrte ihn an.

„Nataliens Mutter ist in London, Du wirst ihre Geschichte von ihr selber hören," fuhr Brand kurz fort. „Bis sie es Dir erlaubt, sage Lind nichts davon. Ich habe ihr eine Wohnung gemiethet, und Natalie wird sie ohne Zweifel jeden Tag besuchen. Ich fürchte der armen Dame geht's nicht zum besten, die Familie ist immer vom Staate verfolgt worden. Nun, siehst Du Evelyn, ich könnte Dir eine gewisse Summe übergeben, von welcher Du ihr die Zinsen in zarter Weise könntest zukommen lassen, so daß ihr Stolz nicht darunter litte. Du wirst das natürlich thun."

„Aber Du sprichst ja, als wäre Dein Tod gewiß!" rief Lord Evelyn ungestüm. „Selbst wenn es Alles wahr ist, kannst Du entkommen."

Brand wandte seinen Kopf ab, während er sprach.

„Glaubst Du denn", sagte er langsam, „daß selbst, wenn das möglich wäre, ich als ein Mörder weiter leben wollte? Das kann der Rath nicht von mir verlangen. Habe ich die erste Kugel abgefeuert, so wird die zweite für mich selbst bestimmt sein, und geht der erste Schuß vorbei, so wird der zweite sein Ziel nicht

verfehlen. Man wird mich, wenn man meiner habhaft wird, wenigstens nicht vor Gericht stellen können. Ich werde ein Schriftstück zurücklassen, das den Zweck und die Ursache meines Attentats angiebt, aber ich werde das Attentat unter falschem Namen machen, und das Glücklichste, was ich hoffen kann, ist, daß ein volles Vergessen die That und mich selbst schnell bedecken wird."

Lord Evelyn war tief bekümmert. Er konnte sich nicht länger weigern, an die Sache zu glauben, und er gedachte der Zeit, da er diesen seinen alten Freund gedrängt und gebeten hatte, sich der großen Bewegung anzuschließen, die Europa eine neue Gestalt geben sollte. War dies also das Ende — ein gemeines Verbrechen? Die Hingabe und Aufopferung eines starken, männlichen, edlen Lebens und die Zertrümmerung von Natalien's Glück?

„Was soll mit ihr geschehen?" fragte er furchtsam.

„Mit Natalien, meinst Du?" sagte Brand. „Seltsam, ich dachte eben auch an sie. Ich fragte mich, ob man es ihr verbergen könnte, ob es nicht besser wäre, sie wie die Andern glauben zu lassen, ich wäre irgendwo ertrunken oder getödtet worden. Aber ich könnte das nicht. Die Ungewißheit würde Jahre lang auf ihr

lasten. Besser der sofortige scharfe Trennungsschmerz; dann muß ihre Mutter sich ihrer annehmen, sie trösten und liebreich gegen sie sein. Was ich am meisten fürchte, ist, daß sie sich vielleicht selbst tadelt und sich für verantwortlich hält.“ —

„Den Tadel muß ich sicherlich auf mich nehmen“, sagte Lord Evelyn traurig. „Ohne mich, wie hättest Du je daran gedacht, Dich dem Bunde anzuschließen?“

„Weder Natalie noch Dich trifft irgend ein Vorwurf. Was galt mir das Leben, als ich beitrat? Da träumte ich von dem, was aus der Welt einmal werden könnte, was, so Gott will, daraus einmal werden wird; und kommt es dabei auf ein Menschenleben mehr oder weniger an? Und eine Zeit lang träumte ich noch von anderen Dingen — arme Natalie! ich bin froh, daß ihre Mutter endlich zu ihr gekommen ist.“

Er stand auf.

„Ich wünschte, ich könnte Dir hier ein Bett anbieten“, sagte der Lord.

„Ich habe heute Abend vielerlei vorzubereiten“, antwortete er einfach. „Vielleicht komme ich gar nicht zu Bett.“

Lord Evelyn zögerte.

„Wann kann ich Dich morgen sprechen?“ fragte er endlich. „Du weißt, ich gehe ganz früh zu Lind.“ —

Brand unterbrach ihn plötzlich.

„Ich muß Dir durchaus verbieten, etwas Derartiges zu thun,“ sagte er fest. „Es muß das tiefste Geheimniß bewahrt, es darf nicht darüber gesprochen werden. Ich gab Dir eine Andeutung und dasselbe werde ich gegen Natalie thun, aber damit hat es ein Ende.“ Dann setzte er hinzu: „Deine Verwendung würde ganz nutzlos sein, Evelyn. Die Sache liegt nicht in Lind's Händen.“

Er bot seinem Freunde gute Nacht.

„Ich danke Dir dafür, daß Du mich so lange ruhig angehört hast. Du siehst, ich hoffte, wenn ich über die Sache reden könnte, so möchte das den ersten Anfall von Schwäche vertreiben. Jetzt kann ich die Rolle von Karl Sand mit Ruhe spielen. Wenn Du wieder von mir hörst, so wirst Du glauben, ich wäre unter den Nihilisten oder den Carbonaris oder in einer ähnlichen Gesellschaft groß geworden.“

Evelyn, noch ganz bestürzt, wünschte ihn zurückzuhalten, aber er wollte nicht bleiben. Er zwang seinen Freund, ihm die Hand zu schütteln, und ging dann

wieder hinaus in die schwarze Nacht. Als er seine Wohnung in Buckinghamstreet erreichte, wartete ein kleines Packet auf ihn, er öffnete es und fand darin eine Schachtel mit einem kleinen Strauß duftender Blumen. Sie waren nicht halb so schön, als die er den Tag vorher für die Wohnung von Nataliens Mutter gekauft hatte, aber es lag etwas dabei, das ihnen einen genügenden Werth verlieh. Es war ein Streifen Papier und darauf war geschrieben: „Von Natalie und Nataluschka mit mehr als Dank.“

„Ich will sie bei mir tragen,“ dachte er bei sich, „bis zu meinem Todestage. Vielleicht sind sie bis dahin noch nicht ganz verwelkt.“

Kapitel VI.

Eine Mittheilung.

Jetzt, sprach er zu sich, wollte er nicht mehr nachdenken, sondern handeln. Die lange Unterredung mit Lord Evelyn hatte ihn gestärkt, dieser halb hysterische Schwächezustand sollte sich nicht wiederholen. Mehr als einer seiner soldatischen Freunde hatte ihm eingestanden, daß er die Nacht vor seiner ersten Schlacht in großer Furcht verlebt, daß die Zaghaftigkeit aber geschwunden sei, sobald er in den Kampf gerufen worden. Er hatte Vieles zu ordnen, bevor er zu dem Jagdunternehmen abreiste, das als Vorwand für jenes andere Geschäft dienen sollte. Er mußte zum Beispiel sogleich an seine Schwester schreiben — eine kranke Wittwe, die abwechselnd an der Riviera und in der Schweiz lebte — und sie von seiner ge-

planten Reise in Kenntniß setzen. Er mußte dafür sorgen, daß für Nataliens Mutter eine genügende Summe niedergelegt und diskreten Händen anvertraut würde. Die Auszahlung des Geldes für den Mann Kirski mußte an gewisse Bedingungen geknüpft werden, damit es ihn nicht in Versuchung brächte. Und so weiter, und so weiter.

Trotz seiner Seelenstärke und solcher alltäglichen Ueberlegungen wanderten seine Augen immer wieder nach der Handvoll Blumen, die auf dem Tisch lagen, und seine Gedanken schweiften noch weiter. Wie er es sich ausmalte, daß er zu seiner jungen Braut ginge, ihre Hand nähme und ihr sagte, daß es sich nun nicht mehr um eine Trennung von wenigen Jahren handelte, sondern um eine Trennung auf immer, da wurde ihm das Herz schwer und kalt. Er dachte an ihre bestürzten Blicke, an die Vorwürfe, die sie sich selbst machen würde, an ihre Bitten vielleicht.

„Ich wünschte, Evelyn möchte es ihr sagen," murmelte er halblaut und trat ans Fenster. „Es wäre gewiß besser, ich sähe sie nie wieder."

Es war eine lange, qualvolle Nacht trotz aller seiner Entschlüsse. Der graue Morgen, der bleich über dem Fluß und den Brücken heraufkam, fand ihn

noch auf und abgehend, ohne das irgend Etwas beschlossen, ein Brief geschrieben oder sonst Etwas gethan war. Alles, was die Nacht zu Wege gebracht, war die Vermehrung seiner Furcht Natalien gegenüber zu treten. Und nun sagte ihm das Tageslicht, daß diese Zusammenkunft näher kam. Es handelte sich in der That nur noch um Stunden.

Endlich warf er sich vor Ermüdung und Verzweiflung auf's Lager und versank sogleich in einen unterbrochenen, unruhigen Schlaf. Denn jetzt ging die Phantasie, vom Willen frei, ihre eigene Bahn und die schnell wechselnden Bilder, die sich ihm darboten, zeigten ihm viele Schrecknisse, die ihn im Innersten erbeben machten. So lange er wach gewesen, konnte er sich zwingen an Dies oder Jenes zu denken; aber im Schlaf war er der Einbildungskraft preisgegeben, die jede Vorstellung in Blut zu tauchen schien. Erst befand er sich in einer großen Kirche, düster und hoch und er sah bei dem trüben Kerzenlicht, daß irgend eine ernste Feierlichkeit vor sich ging. Priester mit ihren Mützen und langen Gewändern angethan, saßen im Halbkreis vor dem Altar, auf den Altarstufen waren drei Gestalten, hinter dem Altar ertönten die weichen, reinen Stimmen der Chorknaben. Dieses

sanfte Singen wurde plötzlich von lauten Trompetentönen unterbrochen; ein Mann sprang auf die Altarstufen; er sah ein Schwert blitzen, hörte einen Schrei, einen Fall, dann den dumpfen Lärm einer Volksmenge, fern und unheimlich. Es ist der Aufschrei einer großen Stadt, und dieser arme kauernde Flüchtling, der sich hinter den Fontainen auf dem Platze versteckt, lauert auf die Gelegenheit an einen sichern Ort zu entschlüpfen. Aber die Menge hat ihn vorüber gehen lassen, sie ist gnädig, sie freut sich über den Tod ihres Feindes; er hat nur die Polizei zu fürchten. Welche Gasse ist dunkel genug? In welchen Ruinen muß er sich wie ein Hund des Nachts verbergen? Aber die Nacht ist voller Feuer und die Sterne über ihm sind roth, und überall hört er reden und murmeln von der Mordthat, die er selbst begangen.

Nun, in diesem Kerker ist es ruhiger, und die Sache wird bald enden und dann wird er Frieden finden. Ohne die brennenden Gedanken im Gehirn würde der Ort so schwarz wie die Nacht sein; er ist so still wie die Nacht; man kann sitzen und lauschen. Dieser dumpfe, klopfende Ton, dazu eine musikalische Weise, ist es das junge Weib, daß, ohne es zu wissen, ihres Gatten Grab gräbt? Wie traurig sie ist —

sie bedauert den armen Gefangenen, wer es auch sein mag. Sie würde dieses Grab nicht graben, kennte sie ihn; sie nennt sich Fidelio; sie ist ihrem Geliebten treu. Aber wenn auch dieser Kerker schwarz ist wie die Nacht und ebenso verschwiegen, und ob auch die Wasser draußen dagegen spülen, kann man nicht erfahren, was darin vorgeht. Es giebt Menschen, die dazu geboren sind, glücklich zu sein. Oh, sieh jetzt das treue Weib an; sie streift ihres Gatten Fesseln ab; höre die frohe Musik, destin ormai felice! sie fassen einander bei der Hand, stolz gehen sie hinaus in das frohe Tageslicht, Gatte und Gattin auf immer vereint. Dieser arme Gefangene lauscht, wenn auch das Herz ihm brechen möchte. Die frohe Musik wird schwächer, Mann und Frau sind jetzt bei einander, der schöne, lichte Tag umgiebt sie, der arme Gefangene ist allein. Niemand kommt, um ihm auch nur Lebewohl zu bieten.

Der Schläfer stöhnte im Schlaf und streckte die Hand aus, als suchte er eine andere Hand.

„Niemand,“ murmelte er, „nicht einmal ein Wort des Abschieds!“

Dann wechselte der Traum. Es war jetzt ein wilder, windiger Tag im stürmischen Märzmonat und

die Bäche in diesem Buckinghamshire-Thal waren angeschwollen, die Wälder waren kahl. Wer sind die Beiden, die in den öden, kleinen Kirchhof treten? Es ist eine Mutter mit ihrer Tochter, sie sind schwarz gekleidet und das Gesicht der Tochter ist bleich, ihre Augen sind mit Thränen gefüllt. Ihr Antlitz ist bleich, die Blumen, die sie hält, sind weiß, und das ist ein weißer Grabstein, dort in der Ecke, abseits von den andern. Sieh, wie sie am Fuß des Grabes niederkniet, die Blumen leicht auf das Gras niederlegt, ihre zitternden Hände faltet und betet.

„Natalie — mein Weib!“ ruft er im Schlaf.

Und siehe! der weiße Grabstein zeigt feurige Buchstaben; die weißen Blumen verwandeln sich in Blutstropfen und die zwei schwarzen Gestalten sind hinweg geeilt und verschwunden. Wie der Wind in diesem breiten Thal tobt, in welchem man kein Lebenszeichen wahrnimmt. Es ist so traurig verlassen zu sein.

Es war ungefähr acht Uhr, als er durch das Eintreten von Waters erweckt wurde. Er sprang auf und blickte wild und verstört um sich. Sein erster Gedanke war: „noch ein paar Nächte, wie diese war, und Zaccatelli wird nichts mehr zu fürchten haben.“

Er nahm sein Bad und sein Frühstück. Während

dieser Zeit zwang er sich zu einer Stimmung unwilliger Selbstverachtung. Er streckte die Hand aus und erwartete sie zittern zu sehen. Aber nein. Dies machte ihm wieder Muth.

Etwas vor elf war er in dem Hause am Hansplatz. Er wurde sofort nach oben gewiesen. Nataliens Mutter war da, ihn zu empfangen. Sie bemerkte sein müdes Aussehen nicht.

„Natalie kommt heut Morgen zu Ihnen?“ sagte er.

„Oh ja; warum nicht? Aber ich will das Kind nicht immer im Hause halten, nein, sie muß ihren Spaziergang machen. Gestern, als Sie fort waren, gingen wir nach einem sehr abgeschiedenen Ort, einer Kirche, nicht weit von hier mit einem Kirchhof dahinter.“

„Oh, ja, ich kenne ihn,“ sagte er. „Aber Sie hätten einen froheren Platz zu Ihrem Spaziergang wählen können.“

„Jeder Platz ist mir angenehm, wenn meine Tochter bei mir ist“, sagte sie schlicht. „Und er ist so ruhig.“

Georg Brand saß mit gefalteten Händen da. Jeden Augenblick erwartete er Natalie unten an der Thür klopfen zu hören.

„Madame“, sagt er, etwas zögernd, „es hat sich etwas Ernstes ereignet — ich meine etwas, das eine gewisse Wichtigkeit hat. Wenn Natalie kommt, muß ich ihr sagen —“

„Und Sie wünschen sie vielleicht allein zu sprechen?“ sprach die Mutter leicht hin. „Warum nicht? Und horch — da ist sie schon, glaube ich!“

Eine Minute später öffnete sich die Thür und Natalie trat ein, strahlend, froh, mit leuchtenden Augen. Sie erschrak, als sie Brand dort fand, aber es lag keine Furcht in ihrem Blick. Im Gegentheil, sie umarmte ihre Mutter, dann ging sie zu ihm und sagte leicht erröthend:

„Ich bekam heute Morgen keinen Brief. Du hast Dir also nichts gemacht aus unserm kleinen Blumenstrauß?“

Er ergriff ihre Hand und hielt sie eine Sekunde lang fest.

„Ich dachte, ich würde Dich heut sehen, Natalie. Ich habe Dir etwas mitzutheilen.“

Ihr Gesicht ward ernster.

„Ist es etwas Wichtiges?“

„Nun“, sagte er, um Zeit zu gewinnen, denn die Mutter war noch im Zimmer, „es ist ernst oder nicht,

wie Du es nehmen willst. Das Schicksal einer Nation hängt freilich nicht davon ab."

„Es ist geheimnißvoll, auf alle Fälle?"

In diesem Augenblick nahm die ältere Dame die Gelegenheit wahr geräuschlos aus dem Zimmer zu entschlüpfen.

„Natalie", sagte er, „setze Dich hier neben mich."

Sie stellte die Fußbank auf der sie gewohnt war an ihrer Mutter Seite zu sitzen dicht an seinen Stuhl und ließ sich darauf nieder.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Natalie", sagte er leise — und er war etwas bleich geworden — „ich will Dir etwas mittheilen, das Dich vielleicht erschrecken — und sogar betrüben wird; aber Du mußt Dich beherrschen, um deine Mutter nicht zu beunruhigen."

„Droht Dir Gefahr?" rief sie schnell, aber leise; es lag etwas in seinem Tone das ihr Unruhe machte.

„Die Sache ist ganz einfach", sagte er mit erzwungener Ruhe. „Du weißt, daß wenn man sich einem bestimmten Bunde angeschlossen und besonders wenn man solche Verantwortlichkeiten übernommen hat wie ich, es nichts giebt, was nicht von Einem verlangt werden kann. Sieh diesen Ring an, Natalie."

„Ja, Ja", sprach sie athemlos.

„Das ist ein genügendes Pfand, wenn es auch kein anderes gäbe. Auf alle Gefahr hin habe ich dem Bunde Treue gelobt. Ich kann nicht zurück."

„Aber ist es denn so schrecklich?" sagte sie schnell. „Theurer, ich will Dir nach Amerika folgen. Ich habe es meiner Mutter gesagt — sie will mich zu Dir bringen."

„Ich reise nicht nach Amerika, Natalie."

Sie blickte verwirrt auf.

„Ich bin beauftragt worden eine andere Pflicht zu erfüllen, eine, die mehr unmittelbar und bestimmter lautet. Und ich muß Dir jetzt, Natalie, so viel davon mittheilen als ich darf. Du mußt gefaßt sein; es ist eine Pflicht, die mir das Leben kosten wird."

„Dein Leben?" wiederholte sie ungestüm und sie entzog ihm schnell ihre Hand. „Dein Leben?"

„Still, Natalie!"

„Sterben sollst Du?" rief sie und blickte ihm erschrocken ins Gesicht. Sie vergaß die Treue, die er dem Bunde geschworen, sie vergaß alle ihre Theorien der Aufopferung, sie hörte nur, daß der Mann, der sie liebte, dem Tode geweiht war, und mit leiser, heiserer

Stimme sprach sie: „Und ich bin es also, die Dich gemordet hat!“

„Natalie!“ rief er und würde ihre Hand wieder ergriffen haben, aber schaudernd wich sie ihm aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Oh, rühre mich nicht an“, sagte sie, „komm mir nicht nahe. Ich habe Dich gemordet, ich habe Dich gemordet!“

„Um Himmels willen, Natalie, sei ruhig!“ sprach er zu ihr leise und dringend. „Denke an Deine Mutter, beunruhige sie nicht. Du wußtest, wir mochten auf Jahre hinaus getrennt werden — nun, diese Trennung ist ein bischen schwerer zu tragen, weiter nichts — und Du, die mir diesen Ring gab, Du mußt kein Wort des Bedauerns aussprechen. Nein, nein, Nataluschka, Tausende von Menschen haben durchgemacht, was uns bevorsteht; und Frauen haben sich von ihren Männern getrennt ohne eine Thräne, so stolz waren sie“ —

Sie blickte schnell auf; ihr Gesicht war weiß.

„Ich habe keine Thränen“, sprach sie, „keine. Aber Frauen sind auch mit ihren Männern der Gefahr entgegen gegangen und sind mit ihnen gestorben — oh, wie glücklich war ihr Loos! — und warum sollte ich

nicht ein Gleiches thun? — ich fürchte den Tod nicht."

Er legte seine Hand sanft auf das dunkle Haar.

„Mein Kind, es ist unmöglich," sagte er und fügte dann traurig hinzu: „Es ist kein Unternehmen, bei dem Einer Ehre gewinnen kann; im Gegentheil. Aber es muß geschehen, das genügt. Du hast jetzt Deine Mutter, für die Du sorgen mußt. Wird nicht das Dein Leben mit Freude füllen?"

„Wie bald — gehst Du weg?" fragte sie leise.

„Sehr bald", sagte er, sie beobachtend. Sie hatte keine einzige Thräne vergossen, aber ihr Gesicht zeigte einen seltsamen Ausdruck. „Nichts darf davon bekannt werden. Es wird heißen, ich habe eine Reise unternommen."

„Und Du gehst — auf immer?"

„Ja."

Sie stand auf.

„Wir werden Dich noch sehen, bevor Du reisest?"

„Natalie", sagte er verzweiflungsvoll, „ich war hergekommen und wollte Dir Lebewohl sagen. Aber ich kann nicht, meine Geliebte, ich kann es nicht! Ich muß Dich noch einmal sehen."

„Ich begreife Deinen Wunsch nicht, mich wieder zu sehen," sprach sie langsam, und ihre Stimme klang

als wäre es nicht ihre eigene. „Ich habe Dich dem Tode überliefert, und was mehr ist, einem Tode, der nicht ehrenvoll ist, und dennoch kann ich Dir nicht sagen, daß ich bekümmert bin. Aber hier schmerzt es." Sie legte die Hand auf ihr Herz; sie wankte ein wenig, er ergriff sie.

„Natalie — Natalie!"

„Es ist ein Schmerz, der mich tödtet", sagte sie ungestüm.

„Natalie, wo ist Dein Muth? Ich gebe mein Leben dahin ohne zu fragen; Du mußt Dein Theil ebenfalls tragen."

Sie hielt immer noch die Hand auf dem Herzen.

„Ja," sagte sie, als hätte sie ihn nicht gehört; „es ist wie die Menschen sagen; er tödtet, dieser Schmerz im Herzen. Warum nicht — wenn man nicht zu leben wünscht?"

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet und die Mutter trat ins Zimmer.

„Madame," sagte Brand schnell, „kommen Sie und sprechen Sie mit Ihrer Tochter. Ich habe ihr etwas mittheilen müssen, das sie für einen Augenblick außer Fassung gebracht hat; aber Sie werden sie trösten; sie ist ein muthiges Mädchen."

„Kind, wie Du zitterst, und wie kalt Deine Hände sind!“ rief die Mutter.

„Es hat nichts zu sagen, Mutter. Es giebt eine Erlösung aus jedem Schmerz, nicht wahr?“

„Ich verstehe Dich nicht, Nataluschka!“

„Und ich — ich — Mutter?“

Sie war im Begriff zusammen zu brechen, aber sie beherrschte sich. Dann machte sie sich aus ihrer Mutter Umarmung los, trat vor, ergriff des Geliebten Hand und sah ihn mit ihren traurigen, thränenlosen, schönen Augen an.

„Ich bin selbstsüchtig gewesen,“ sagte sie, „ich habe an mich gedacht zur unrechten Zeit. Für mich wird bald die Erlösung kommen — bald genug; ich will darum beten. Sage mir jetzt, was ich zu thun habe; ich will Dir gehorchen.“

„Zuerst also“, sagte er leise und auf englisch, damit ihre Mutter es nicht verstehen konnte, „Du mußt die Sache leicht nehmen, weil Du sonst Deine Mutter sehr bekümmern wirst, die nicht im Stande ist, viel Kummer zu ertragen. Künftig einmal, wenn Du es für zweckmäßig hältst, magst Du es ihr erzählen; Du weißt nichts, das dem Unternehmen Gefahr bringen kann; sie wird so vorsichtig und verschwiegen sein, wie Du

selbst, Natalie. Sodann mußt Du es Dir ausreden, meine Geliebte, daß Du irgend einen Antheil an dem Vorgefallenen hättest. Was habe ich zu bedauern? Mein Leben war für mich ohne Werth; Du hast es eine Zeit lang verschönert; vielleicht, wer weiß, ist es am Ende doch nicht ganz unnütz gewesen. Dann ist es ja nicht zu bedauern. Der Rath ist dieser Ansicht, und es ist nicht meine Sache, daran zu zweifeln."

„Darf ich es meiner Mutter nicht gleich mittheilen?" sagte sie bittend. „Theuerster, wie kann ich mit ihr sprechen und an Dich in der Ferne denken?"

„Wie Du willst, Natalie. Das Wenige, was ich Dir oder Evelyn gesagt habe, kann kein Unheil stiften, vorausgesetzt, Ihr behaltet es für Euch."

„Aber ich werde Dich wieder sehen?" Es war ihr Herz, das so zu ihm sprach.

„Oh, ja, Natalie", sagte er ernst. „Vielleicht brauche ich England erst in ein paar Wochen zu verlassen. Ich will Dich vor meiner Abreise so oft besuchen, als ich kann — obgleich es Dir nur eine Qual sein wird."

„Qual?" sagte sie traurig. „Die wird nachher kommen, bis der Schmerz ein Ende findet."

„Still, so mußt Du nicht sprechen. Du hast jetzt

Eine bei Dir, welche es Deine Pflicht ist, zu stützen und zu trösten. Sie hat eben auch nicht sehr glücklich gelebt, Natalie.''

Er war jetzt froh darüber, daß er das bekümmerte Mädchen in so liebenden Händen zurücklassen konnte. Was ihn selbst betraf, so fand er, als er gegangen war, daß er eine gewisse Stärke bei dem Versuch gewonnen, Anderen Muth einzusprechen. Er hatte weniger Furcht vor der Zukunft; sein Gesicht war fest; die Zeit für ein eitles Bedauern war vorüber.

Kapitel VII.

Ein Zank.

Inzwischen verließen fast unmittelbar nachdem Georg Brand sich aus dem Hause in Lislestreet entfernt hatte, auch Reitzei und Beratinsky dasselbe. Als er die Hausthür hinter ihnen schloß, bot Beratinsky seinem Genossen einen kurzen Guten Abend und schickte sich an zu gehen, aber Reitzei, der in sehr angeregter Stimmung zu sein schien, hielt ihn auf.

„Nein, nein, Freund Beratinsky; nach einem so schönen Stück Arbeit müssen wir ein Glas Wein zusammen trinken. Wir wollen nach dem Kulturverein gehen.“

„Es ist spät,“ sagte der Andere etwas unwirsch.

„Gleichviel. Eine Stunde, drei Viertel Stunden, eine halbe Stunde, was thut's? Kommen Sie,“ sagte

er, ergriff seinen Arm und führte ihn widerwillig fort, „es ist nicht höflich von Ihnen, daß Sie mich zwingen, mich selbst einzuladen. Sie denken doch hoffentlich nicht an den Kostenpunkt. Wenn ich zum Mitglied erwählt werde will ich nicht knauserig sein, das verspreche ich Ihnen."

Beratinsky ließ sich hinweg führen, und Beide wanderten zusammen Oxfordstreet hinauf, Beratinsky schweigsam, ja mürrisch, Reitzei gesprächig und selbstzufrieden.

„Ja, ich wiederhole es, ein schönes Stück Arbeit. Die Sache mußte geschehen, des Raths Befehl lag vor. Wer war so geeignet dazu als der Engländer? Wären Sie Beratinsky, oder ich, oder Lind es gewesen, wie hätte einer von uns entbehrt werden können? Ohne Zweifel möchte der Engländer gern Linds Stelle haben, ja, und auch Linds Tochter: damit ist es nun aber aus und die Sache wurde gut angefangen. Lind hat es in der That sehr gut angestellt. Was hielten Sie von der Rolle, die ich dabei spielte, Freund Beratinsky?"

„Ich meine, Sie machten sich zum Narren, Freund Reitzei," sagte der Andere ohne Umstände.

Reitzei war ein eingebildeter junger Mann und hatte sich auf Lobeserhebungen gefaßt gemacht.

„Was wollen Sie damit sagen", sprach er zornig.

„Wie ich's sage, so meine ich es", erwiderte der Andere in verächtlichem Ton. „Ich sage, Sie machten sich zum Narren. Wenn Einer trunken ist, giebt er sich alle Mühe nüchtern zu scheinen; Sie, obwohl Sie nüchtern waren, bemühten sich trunken zu erscheinen — und machten sich zum Narren."

„Mein Freund Beratinsky", sagte der junge Mann hitzig, „Sie haben ein Recht dazu, eine eigene Meinung zu haben — Jeder hat das. Aber Sie sollten nicht so einfältig sein, Ihre Meinung auszusprechen. Reden Sie nicht von Dingen, die Sie nicht verstehen; das ist der Rath, den ich Ihnen gebe."

Beratinsky entgegnete nichts und schweigend gingen Beide weiter bis sie den Verein erreichten und den langen Saal betraten, der beinahe leer war. Aber die wenigen noch vorhandenen Gäste ersetzten die mangelnde Vollzähligkeit durch ihren Lärm und ihre Heiterkeit. Als Beratinsky mit seinem Gefährten am oberen Ende der Tafel Platz nahm, klopfte der Vorsitzende heftig mit dem Hammer auf den Tisch und gebot Ruhe.

„Silentium, meine Herren!" donnerte er los. „Ich habe ein Geheimniß mitzutheilen. Einem unserer

Mitglieder ist eine große Ehre widerfahren; und selbst seine übergroße Bescheidenheit hat nichts dagegen, daß es bekannt werde. Unser guter Freund Joseph Hempel ist zum Hofmaler des Großherzogs von — ernannt worden. Ich fordere Sie auf, auf seine und des Großherzogs Gesundheit zu trinken!"

Die Gläser wurden schnell gefüllt; Alles erhob sich von seinen Stühlen, und auf dem wiederholten Ruf „Hempel! Hempel!" „der Herzog" folgte ein lauter Chorgesang —

Hoch sollen sie leben!
Hoch sollen sie leben!
Dreimal hoch! —

der im leeren Saal dröhnend wiederhallte. Dann legte sich der Lärm, und der Vorsitzende sprach ernst:

„Ich fordere jetzt unsern guten Freund Hempel auf, den Trinkspruch zu erwidern und uns einige Bemerkungen zu machen über den Zustand der Kunst im Großherzogthum — nebst einigen Erläuterungen über die veränderten Verhältnisse des Herzogthums seit der Einigung unseres Vaterlandes."

Dieser Aufforderung entsprechend erhob sich ein kleiner, dicker, alter Herr mit sehr frischen Farben, silberweißem Haar und heitern blauen Augen, welche

durch eine goldene Brille schauten. Er erröthete und lächelte, und je mehr sie ihm zujauchzten, je mehr lächelte und erröthete er.

„Meine Herren," sagte er; und dies war das Signal zu weiterem Beifall. „Meine Herren," sagte der erröthende Redner endlich, „unser Freund übt wieder seine alten Künste. Ich kann Ihnen keine Rede halten — außer dieser: Ich fordere Sie auf ein Glas Champagner mit mir zu trinken. Kellner — Champagner!"

Sofort ließ er sich wieder auf seinen Sitz nieder und hatte es vollständig vergessen auf das Compliment zu danken, das ihm und dem Großherzog gespendet worden war.

Es war jedoch als hätte man eine Schleuse geöffnet. Denn kaum waren die Flaschen geleert worden, die Herr Hempel bestellt hatte, so schien es Jeder der Anwesenden für seine Pflicht zu halten, ein Gleiches zu thun und der geschäftige Kellner erhielt immerfort neue Befehle. Der Wein floß und schäumte, Cigarren wurden angeboten, die Unterhaltung wurde immer lauter, Alle sprachen zusammen; es entstand ein ungeheurer Lärm.

Reitzei allein saß abseits und schweigsam. Seit ihrem Eintreten war die Aufmerksamkeit Beratinsky's

ganz von seinem Nachbar in Anspruch genommen worden, der eben von einem großen Künstlerfest in einer deutschen Stadt zurückgekehrt war. Die Festlichkeiten hatten vierzehn Tage gedauert, der Staatsweinkeller hatte freigebig seine Schätze hergegeben, die Prinzessin Adelheid war bei der Schlußfeierlichkeit zugegen gewesen. Er hatte Skizzen der verschiedenen Kostüme mitgebracht und so weiter.

Reitzei's empfindliche Eitelkeit war schon vorher tief verletzt worden, aber jetzt füllte sich der Becher seines Zornes zum Ueberlaufen. Je mehr Champagner er trank — und reichlich wurde er gespendet — um so mürrischer ward er. Er hatte übrigens den Umstand ganz vergessen, daß er schon zwei Gläser Cognac vor seinem Herkommen getrunken und daß er seit Mittag nichts gegessen hatte.

Endlich wandte sich Beratinsky zu ihm.

„Wollen Sie eine Cigarre haben, Reitzei?"

Reitzei wollte anfangs gar nichts erwidern. Aber seine böse Laune zwang ihn dazu. Er sagte kalt:

„Danke. Der Herr neben mir hat mir bereits eine Cigarre angeboten. Vielleicht werden Sie so gut sein, mir zu erklären, wie Einer, der nüchtern war, nöthig hatte nüchtern erscheinen zu wollen?"

Beratinsky sah ihn verwundert an.

„Oh, Sie denken noch darüber nach?“ meinte er gleichgültig, und wandte sich dann wieder zu seinem Nachbar, der ihn eben auf einige andere Skizzen aufmerksam machte.

Aber jetzt begannen die Herzen der Söhne Deutschlands, vom Wein durchglüht, an die Heimat, an Liebe und Vaterland zu denken, und sehnten sich nach einigen melodischeren Aeußerungen, als dieser andauernde gutturale Lärm war. Stille ward geboten. Ein hübscher, junger Mann, schlank und brünett, bestieg die Plattform, und setzte sich an das Klavier; der verschämte Hempel, immer noch erröthend und lachend, ward veranlaßt zu folgen, und sie sangen zusammen unter ziemlicher Stille ein Duett von Mendelssohn für Tenor und Baryton, und sangen es sehr gut. Großer Beifall ward gespendet, aber Hempel bestand darauf, sich zurückzuziehen. Allein gelassen, spielte der junge Mann mit dem schönen Profil und dem fein geschnittenen Kopf einige Takte als Einleitung, und sang dann mit klarer und tönender Stimme jene mystische und zarte Serenade, die Légende Valaque, während alle Anwesenden still zuhörten. Wie konnte aber diese eine Stimme das allgemeine Verlangen nach Musik befriedigen, das sich

geltend machte? Bald rief man dem jungen Herrn zu, er solle eine Begleitung spielen, und ein gewaltiger, schwarzbärtiger Hesse hielt sein volles Glas in die Höhe, und begann mit einer Stimme, die dem Geräusch von hundert Kesselpauken gleichkam:

„Ich nehm' mein Gläschen in die Hand,"

Darauf erfolgte der allgemeine Chorgesang, der bis zum Dach erklang:

„Vive la Compagneia!"

Wieder brüllte dann die heisere Stimme laut:

„Und fahr' damit ins Unterland:"

Abermals hörte man den Donner des Chores, der sich diesmal verlängerte und noch verstärkt wurde durch vieles Taktschlagen auf den Tisch und das Klingen von Weingläsern.

„Vive la Compagneia!
Vive la, Vive la, vive la va! vive la, vive la, hopsasa!
„Vive la Compagneia!"

Und so bis ans Ende, indem der Chor immer stürmischer und donnernder wurde. Als wieder Ruhe eingetreten war, erhob man sich, obwohl hier und da noch ein letztes Glas mit „stoßt an! stoßt an!" und den üblichen Ceremonien getrunken wurde. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte und die Tritte der Davongehenden

hallten in dem schnell sich leerenden Saale wieder, wo die Lichter schon ausgemacht wurden.

Reitzei hatte während des ganzen Chorgesanges schweigsam dagesessen, obwohl er gewöhnlich als ein leicht erregbarer Mensch, der überdies auf seine Stimme nicht wenig stolz war, gern in den allgemeinen Gesang einstimmte. Schweigsam ging er auch mit Beratinsky von dannen, der seines Gefährten Gemüthszustand entweder wirklich nicht kannte oder nicht beachtete. Endlich blieb Reitzei stehen — Oxfordstreet war um diese frühe Morgenstunde ganz still — und sagte:

„Beratinsky, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Schön", sprach der Andere, obwohl er überrascht schien.

„Ich möchte Ihnen bemerklich machen, daß Ihr Benehmen nicht das beste ist."

Beratinsky sah ihn an.

„Ihre Stimmung noch weniger", sagte er. „Wollen Sie wieder zurückkommen auf das, was ich über Ihre Verstellungskunst äußerte? Sie sind ein Kind, Reitzei."

„Danach frage ich nichts", sagte Reitzei verächtlich — obgleich er nicht die Wahrheit sprach, denn seine Eitelkeit war sehr verletzt. „Sie legen einen zu großen Werth auf Ihre Meinung, Beratinsky. Sie wissen noch lange

nicht Alles, aber wir wollen das jetzt lassen. Wenn man in eine Gesellschaft als Gast kommt, so erwartet man als Gast behandelt zu werden. Gleich viel. Ich war unter meinen Landsleuten und sie haben mich gut bewirthet."

„So scheint es!" sagte Beratinsky höhnisch. „Ich glaube nur zu gut. Mein lieber Freund Reitzei, ich fürchte Sie haben etwas zu viel Champagner getrunken."

„Sie haben ihn wenigstens nicht bezahlt," war die schnelle Antwort. „Gleich viel. Ich war unter meinen Landsleuten; die sind höflich und nicht knauserig."

„Sie haben die Mittel dazu", sagte der Andere und lachte sardonisch, „sie theilen von dem Raube mit, den sie Andern abgenommen."

„Sie haben um das gekämpft, was sie besitzen", sprach der Andere hitzig. „Was haben denn Ihre Landsleute je gethan? Haben die gekämpft? Nein: sie haben konspirirt und sind dann davongelaufen."

Beratinsky war zu kaltblütig, um einen Streit dieser Art aufzunehmen. Er machte überdies die Wahrnehmung, daß Reitzei's Zunge etwas schwer war.

„Ich möchte Ihnen den Rath geben, nach Hause

zu gehen und sich ins Bett zu legen, Freund Reitzei," sagte er.

„Erst wünsche ich Ihnen etwas zu sagen, Herr Beratinsky," sagte der Andere mit angenommener Höflichkeit. „Ich habe Ihnen dies zu sagen, daß Ihr Benehmen in letzter Zeit etwas zu unhöflich gewesen ist. Sie sind etwas zu unverschämt gewesen, mein guter Freund. Ich muß Ihnen offen sagen, für einen Mann in ihrer Lage geziemt es sich nicht unhöflich zu sein und sich Feinde zu machen."

„Für Einen in meiner Lage!" wiederholte Beratinsky spöttisch.

„Sie halten es also für einen Scherz, was heut Abend vorgefallen?"

„Oh, das meinen Sie! Aber wenn das meine Lage ist, ist dann Ihre nicht dieselbe, Freund Reitzei?"

„Sie stellen sich, als kennten Sie die Wahrheit nicht. Ich will sie Ihnen denn sagen. Das war Alles zwischen Ihnen und Lind abgekartet. Ich hatte nichts damit zu schaffen!"

„Ha! Ha!"

„Lachen Sie nur, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht zur unrechten Zeit lachen," sagte der Andere, der sich in große Wuth hineingeredet hatte

und dessen Eifer durch die cynische Gleichgültigkeit seines Gegners noch verstärkt wurde. „Ich sage Ihnen, ich hatte nichts damit zu schaffen. Es war Ihr Plan und Lind's. Ich that was mir geheißen ward. Ich sage Ihnen, ich könnte dies klar genug darthun, wenn —"

Er zögerte.

„Nun — wenn was?" fragte Beratinsky ruhig.

„Sie wissen das sehr gut. Ich sage, Sie sind nicht in der Lage Andere zu beleidigen und sich zu Feinden zu machen. Sie sind ein sehr gescheuter Mann, wenigstens bilden Sie sich das ein, mein Freund Beratinsky, aber ich möchte Ihnen den Rath geben, etwas höflicher zu sein."

Beratinsky sah ihn eine Weile schweigend an.

„Ich weiß kaum, ob es sich der Mühe verlohnt Sie an gewisse Dinge zu erinnern, Freund Reitzei, oder ob es nicht besser ist, Ihnen Zeit zu lassen, Ihren Zorn zu verschlafen."

„Mein Zorn, wie Sie es nennen, ist kein Ding des Augenblicks. Oh, ich versichere Sie, er hat nichts mit dem Champagner zu thun, den ich eben getrunken, und den Sie, Gott sei Dank, nicht bezahlt haben! Nein, mein Zorn — mein Wunsch, Sie möchten Ihr

Betragen etwas ändern — datirt schon von früher; aber in letzter Zeit, mein lieber Beratinsky sind Sie unleidlicher geworden als je."

„Machen Sie sich nicht zum Narren, Reitzei. Ich wenigstens will nicht um 2 Uhr Morgens auf der Straße stehen bleiben und Unsinn schwatzen. Gute Nacht!"

Er verließ das Trottoir, um über den Fahrdamm zu gehen.

„Halt", rief Reitzei und ergriff seinen Arm mit beiden Händen.

Beratinsky machte sich gewaltsam los. Es war zwar kein Schlag gefallen, aber Reitzei, der feig war, wich zurück.

Beratinsky trat vor.

„Hören Sie, Reitzei", sagte er leise. „Ich denke, Sie sind nüchtern genug, um mich zu verstehen. Sie haben unbestimmte Drohungen ausgestoßen über Dinge, die Sie vielleicht thun könnten. Sie wollen damit sagen, daß Sie Etwas über die Vorgänge dieses Abends lautwerden lassen könnten. Sie sind ein Narr."

„Sehr schön — sehr schön."

„Vielleicht haben Sie den Satz 1, den allerersten Satz in den Pflichten unseres Grades vergessen."

Er sprach jetzt in ruhigem, verächtlichen Ton, eine unbedeutende Aufwallung, die sich seiner bemächtigt hatte, als Reitzei Hand an ihn gelegt, war jetzt ganz verschwunden. „Die Strafe für Jeden, der aus irgend einem Grund oder zu irgend einem Zweck dasjenige enthüllt, was auf Befehl des Raths oder irgend einer Person, die im Namen des Raths handelt, geschehen ist oder geschehen soll — Sie erinnern sich des Wortlauts, mein Freund? Die Strafe ist der Tod. Mein guter Reitzei, berauben Sie mich nicht des Vergnügens Ihrer Gesellschaft. Und glauben Sie nicht, daß Sie durch Drohungen Andere dazu zwingen können, höflich zu sein; das ist durchaus nicht das rechte Mittel. Gehen Sie nach Hause, verschlafen Sie Ihren Zorn, bilden Sie sich nicht ein Ihre Lage wäre irgend wie besser als die meine, oder daß Sie weniger verantwortlich wären für das Geschehene, als irgend ein Anderer."

„Davon bin ich keineswegs überzeugt," sagte Reitzei finster.

„Morgen früh wird sich Ihnen die Ueberzeugung aufdrängen", sagte der Andere theilnehmend, als ob er mit einem Kinde spräche.

Er streckte die Hand aus.

„Freund Reitzei“, sagte er mit dem Ton mitleidiger Freundlichkeit, „morgen früh werden Sie sich schon zurecht finden. Was heut Abend sich zugetragen, war gut vorbereitet und gut ausgeführt; Jeder muß davon überzeugt sein. Und wenn Sie ein bischen zu lebhaft bei Ihren Betheuerungen waren, etwas zu viel Eifer zeigten, die Arbeit selbst zu übernehmen, wenn Sie Ihren Muth zu stark verriethen und zu oft nach der Flasche griffen, um Ihre Zaghaftigkeit zu beschwichtigen, was thut es? Nicht Jeder ist ein geborner Schauspieler, Jeder muß mal einen Fehler machen. Sie wollen meine Hand nicht nehmen?“

„Oh, Herr Beratinsky“, sagte der Andere mit schneidendem Hohn, „wie können Sie das erwarten? Ich soll die Hand schütteln eines so klugen Mannes, wie Sie sind, eines so großen Mannes, wie Sie sind, eines so logischen Kopfes, wie Sie sind? Das wäre eine zu große Ehre. Aber wenn Sie mir gestatten, will ich Ihnen gute Nacht bieten.“ Er wandte sich sogleich und ging. Beratinsky sah ihm eine Weile nach und brach danen in ein Gelächter aus, das in der leeren Straße wiederhallte. Reitzei hörte das Lachen hinter sich.

Kapitel VIII.

Derselbe Anschlag noch einmal.

Als sich die Thür hinter Georg Brand geschlossen, stand Natalie eine Weile da und bemühte sich ihre wirren Gedanken zu sammeln. Sie hörte wie seine Tritte schwächer und schwächer wurden, die Welt schien um sie zu vergehen und das Leben von ihr zu weichen. Dann wandte sie sich plötzlich um und ergriff ihre Mutter mit beiden Händen.

„Kind, Kind, was giebt es?" rief die Mutter erschreckt durch ihrer Tochter kummervolle Augen und bleiche Lippen.

„Oh, Du hättest es nicht errathen können!" sagte das Mädchen ungestüm. „Du könntest es nicht aus seinem Benehmen errathen, was er mir gesagt hat. Er gehört nicht zu denen, die viel reden und klagen.

Aber er wird sein Leben verlieren, Mutter, sein Leben verlieren! Und ich habe es dahin gebracht, ich habe ihn umgebracht!"

„Natalie!" rief die Mutter erblassend. „Du weißt nicht, was Du sprichst!"

„Aber es ist wahr! Verstehst Du nicht, Mutter?" sagte das Mädchen verzweiflungsvoll. „Der Bund hat ihm ein bestimmtes Geschäft aufgetragen, das er gleich verrichten muß, und das ihm sein Leben kosten wird. Oh, glaubst Du vielleicht, er beklagt sich darüber? Nein, er gehört nicht zu denen, die klagen. Er sagt, es sei nichts, er habe Gehorsam geschworen und er werde gehorchen, welchen Werth habe das Leben eines Einzelnen? So spricht er, Mutter. Und was sei die Trennung zwischen ihm und mir, die jetzt bevorsteht, wenn Tausende und aber Tausende sich trennen müssen in Kriegszeiten? Ich soll die Sache leicht nehmen, Mutter, ich soll es für unbedeutend halten, daß er in den Tod geht?"

Sie hatte ungestüm und unzusammenhängend geredet, ohne zu bemerken, daß ihre Mutter blaß geworden war. Auch hatte sie den halb gemurmelten Ausruf der älteren Dame nicht gehört.

„Nein, nein — keine Wiederholung, nicht dieselbe Sache noch einmal! Er kann das nicht thun!"

Darauf führte sie mit ungewöhnlicher Festigkeit und Entschiedenheit ihre Tochter nach dem Lehnstuhl und ließ sie darin Platz nehmen.

„Natalie,“ sagte sie ernst ohne jede Erregung, „Du hast mir gesagt, Dein Vater wäre sehr gegen Deine Heirath mit Mr. Brand.“

Es erfolgte keine Antwort. Das Mädchen konnte an nichts Anderes denken, als an das Schreckliche, das ihr unmittelbar bevorstand.

„Natalie“, sprach ihre Mutter mit Festigkeit. „Du mußt mich hören. Du sagtest, Dein Vater wäre gegen Deine Heirath und wollte nichts davon wissen. Du erinnerst Dich auch, daß Du mir mitgetheilt hast, wie Mr. Brand sich geweigert habe, dem Bund sein ganzes Vermögen zu überantworten. Und Du sprachst davon, nach Amerika zu gehen, wenn Mr. Brand dorthin geschickt würde. Natalie, dies ist das Werk Deines Vaters.“

Sie blickte schnell auf, ohne ihre Mutter zu verstehen. Diese erröthete leicht, fuhr aber mit klarer, fester Stimme fort: „Vielleicht thue ich Unrecht, Nataluschka, vielleicht sollte ich Dich nicht darin unterweisen, Deinem Vater zu mißtrauen. Aber so sehe ich die Sache an, und dies ist meine Ueberzeugung, daß Mr.

Brand, wenn die Sache sich so verhält, wie Du sagst, geopfert werden soll, nicht zum Nutzen des Bundes, sondern weil Dein Vater entschlossen ist, ihn aus dem Wege zu schaffen."

„Oh, Mutter, das ist unmöglich! Wie könnte Einer so grausam sein!"

„Es wäre seltsam, wenn die Sache sich wiederholen sollte", sagte die Mutter in Gedanken verloren. Dann stellte sie einen Sessel neben ihre Tochter und setzte sich neben sie, während sie eine Hand derselben mit ihren beiden Händen umschloß. Es war die Umkehrung ihrer gewöhnlichen Stellungen.

„Höre, Natalie, ich will Dir eine Geschichte erzählen", sprach sie mit seltsamer Resignation und Traurigkeit in ihrer Stimme. „Ich hatte es bis jetzt für unnöthig gehalten, sie Dir mitzutheilen; und als Mr. Brand davon sprach, sagte ich nein. Aber Du wirst selbst urtheilen, und es wird Deine Gedanken etwas ablenken. Du mußt Dir ein junges Mädchen vorstellen, etwa wie Du selbst, Nataluschka, nicht so schön, wie Du bist, aber ziemlich hübsch und mit vielen Freunden. Oh, ja, mit vielen Freunden, denn zu der Zeit bewegte sich die Familie in der höchsten Gesellschaft und hatte große Güter — ach, die Güter gingen bald durch die

Politik verloren, und Alles, was der Familie blieb, war ihr Name und die Erinnerung an das, was sie für ihr Vaterland gethan hatte. Nun, dieses junge Mädchen besaß unter all' ihren Freunden natürlich auch einige Bewerber, denn bevor die Unruhen ausbrachen, kamen und gingen viele Besucher in dem Hause aus und ein. Nun glaubte Jeder, sie würde ihren Vetter Konrad heirathen, denn sie waren zusammen aufgewachsen und dieser Vetter Konrad war ein hübscher und liebenswürdiger junger Mann, und die Eltern hätten die Wahl gebilligt. Hörst Du auch zu, Nataluschka?"

„O, ja, Mutter," sagte sie leise. „Ich glaube, daß ich verstehe."

„Nun," fuhr die Mutter trübe lächelnd fort, „Du weißt, ein Mädchen wählt nicht immer so wie seine Freunde wählen. Unter den zwei oder drei Bewerbern war Einer, der vielleicht kühner und ausdauernder war als die Andern. Außerdem war er ein Mann, der großen Ehrgeiz und in der Politik sehr radikale Ansichten besaß, und die junge Dame, von der ich rede, war in einer politischen Atmosphäre groß geworden und besaß ebenfalls ihre Ansichten. Sie glaubte, dieser Mann wäre großer Dinge fähig; und

da ihre Freunde nichts dagegen einzuwenden hatten, so heirathete sie ihn, nachdem sie ein paar Jahre der politischen Unruhen wegen gewartet hatte."

Sie schwieg eine Weile.

„Ja, sie heirathete ihn," fuhr sie seufzend fort. „Und eine Zeit lang ging Alles glücklich, obgleich die politische Lage so ungünstig war und viel Leiden und Gefahren brachte. Das junge Weib bewunderte ihres Gatten entschlossenen Willen, seine Kühnheit, seinen Ehrgeiz nach Macht und Führerschaft. Inzwischen begann er auf den Vetter Konrad eifersüchtig zu werden, und Konrad, der ein fröhlicher junger Mensch war und nichts Böses im Sinn hatte, nahm das Verbot, seine Cousine zu sehen, sehr übel. Er wollte seine Besuche im Hause nicht einstellen, obgleich die junge Frau ihn darum bat. Er war stolz und eigenwillig, mußt Du wissen, Nataluschka. Nun, der Gatte sprach nicht viel, aber er war verstimmt und einige Mal sagte er zu seiner Frau: ‚Es ist nicht Deine Schuld, daß Dein Vetter so dreist ist, aber er möge sich in Acht nehmen‘. Darauf kam eines Tages ein alter Freund des Vaters der Frau zu ihr und sprach: ‚Wissen Sie was geschehen ist? Sie werden Ihren Vetter Konrad wohl nicht wiedersehen. Der russische General —, den wir

mit 24,000 Rubel bestachen, damit er uns zehn Pässe ertheilte, um über die Grenze zu kommen, weigert sich jetzt dieselben auszustellen, und Konrad ist hingeschickt, um ihn zu tödten, und so den Andern eine Warnung zu ertheilen. Sie werden ihn ergreifen und hängen! Ich vergaß Dir zu sagen, Nataluschka, daß das Mädchen, von dem ich spreche, alle Geheimnisse des Bundes kannte. Du bist glücklicher, Du weißt davon nichts."

Die Aufmerksamkeit der Zuhörerin war jetzt auf das höchste gespannt.

„Nun, dieser Freund deutete noch auf Anderes hin. Er ließ die Bemerkung fallen, daß es der Gatte der jungen Frau gewesen, der Konrad diese Mission verschafft und daß die angewandten Mittel nicht ganz ehrlich gewesen wären."

„Mutter, was willst Du damit sagen?" rief Natalie athemlos.

„Ich erzähle Dir eine Geschichte, die wirklich vorgefallen, Nataluschka," sprach die Mutter ruhig und mit derselben rührenden Traurigkeit in ihrer Stimme. „Darauf ging die junge Frau, ohne sich zu bedenken, so begierig war sie, das Leben ihres Vetters zu retten, bis zur höchsten Stelle des Bundes und brachte ihre Bitte vor. Der Einfluß ihrer Familie half ihr.

Man hörte sie an, die Sache ward untersucht, was der Freund gesagt, erwies sich als wahr, der Auftrag wurde zurückgenommen, Konrad erlangte seine Freiheit.“

„Ja, ja!“ rief Natalte hastig.

„Aber höre, Nataluschka, ich sagte, ich wollte Dir die ganze Geschichte erzählen, die Dir so lange Jahre verborgen geblieben. Als man die Entdeckung gemacht, daß der Gatte die Macht des Bundes für seine eignen Zwecke mißbraucht hatte, was in den Augen desselben ein großes Vergehen zu sein schien, ward er degradirt und ihm die Hoffnung abgeschnitten, jemals in den Rath, die herrschende Körperschaft, aufgenommen zu werden. Er war in schrecklicher Wuth, denn er war wahnsinnig vor Ehrgeiz. Er verstieß die Frau aus seinem Hause, oder vielmehr er verließ selbst das Haus und nahm ihr einziges Kind mit sich, ein kleines Mädchen, das kaum zwei Jahre alt war, und er drohte der Mutter mit der schrecklichsten Rache, wenn sie jemals mit ihrem eigenen Kinde sprechen würde. Nataluschka — verstehst Du mich? — wunderst Du Dich noch, daß mein Gesicht die Spuren des Kummers zeigt? Sechszehn Jahre durfte die Mutter, der die Tochter über Alles ging, nicht mit ihr sprechen, konnte sie

nur aus der Ferne sehen und ihr nicht sagen, wie sehr sie sie liebte.“

Das Mädchen stieß einen Schrei des Mitgefühls aus und schlang ihre Arme um den Hals der Mutter.

„Oh, wie grausam! wie grausam! Aber weshalb kamst Du nicht zu mir? Glaubst Du, ich würde nicht Alles um Deinetwillen verlassen haben, um mit Dir zu gehen, die Du allein und kummervoll warst?“

Eine Zeit lang konnte die Mutter vor heftigem Schluchzen nichts antworten.

„Nataluschka“, sprach sie endlich mit gebrochener Stimme, „keine Furcht vor irgend einer Gefahr, die mir selbst drohte, würde mich von Dir entfernt gehalten haben, davon sei überzeugt. Aber es gab noch ein anderes Hinderniß. Mein Vater hatte sich kompromitirt — die Oesterreicher sagten es wäre eines Mordes wegen — aber es war kein Mord.“ Das Blut stieg ihr in die Wangen. „Ich sage es war ein ehrliches Duell, und Dein Großvater verlor darin selbst beinahe das Leben, aber er entkam und konnte sich bei treuen Freunden verbergen, bei armen Leuten, die unsere Familie in bessern Zeiten gekannt hatten. Die Regierung that, was sie konnte, um ihn festzu-

nehmen, er wurde ausdrücklich von der Amnestie ausgeschlossen — dieser alte Mann, der verwundet war und sich kaum bewegen konnte, der jeden Tag sterben mochte, und ein Wort würde ihn verrathen und ihm den Tod gebracht haben. Kannst Du Dich wundern, Nataluschka, daß dieser Drohung gegenüber, der Drohung, daß im Augenblick, wo ich mit Dir spräche, mein Vater seinen Feinden würde überliefert werden, daß ich da sagte ‚Nein, noch will ich nicht mit meiner kleinen Tochter reden. Ich kann meines Vaters Leben der Liebe einer Mutter nicht zum Opfer bringen. Aber bald, wenn ich ihn so gepflegt und getröstet haben werde, wie er ein Recht hat von mir zu erwarten, dann will ich mich aufmachen und mein schönes Kind aufsuchen, nicht mit Körben voll Blumen an der Thür harrend, nicht mit einem kleinen Geschmeide, um es in ihren Schooß fallen zu lassen und ihr so eine unbestimmte Ahnung zu geben, nein, sondern mit offnen Armen und offnem Herzen, um zu sehen, ob sie sich nicht fürchtet mich Mutter zu nennen‘."

„Arme Mutter, wie viel mußt Du gelitten haben!" murmelte das Mädchen und schloß sie an ihr Herz. „Aber da Du doch so mächtige Freunde besaßest, die, an welche Du Dich schon vorher gewandt hattest,

warum gingst Du nicht zu ihnen und suchtest Schutz bei ihnen vor der furchtbaren Drohung, die über Dir schwebte? Konnten sie ihn, meinen Großvater nicht schützen, wie sie Deinen Vetter Konrad retteten?"

„Ach, Kind, Dein Großvater gehörte nicht zum Bunde. Was sollte er ihm auch nützen, er, ein Leidender, der jeden Tag sein Ende erwarten konnte und der sich nicht über die Schwelle des Bauernhauses wagte, das ihm Schutz gewährte? Oft sprach er zu mir: ‚Natalie, gehe zu Deinem Kinde. Ich bin schon gestorben, was liegt daran, ob sie mich greifen oder nicht? Du hast es mit angesehen, wie der alte Baum Blatt für Blatt verlor; es ist nur noch der nackte Stamm übrig. Geh zu Deinem Kinde; wenn sie versuchen mich von hier wegzuschleppen, so wird schon die erste Meile Weges das Ende bringen und was kann ich Besseres wünschen?‘ Aber nein, ich konnte das nicht über's Herz bringen."

Natalie war in Gedanken versunken. Jetzt hob sie ihr Haupt in die Höhe und sah ihre Mutter mit einem ruhigen, seltsamen Blick an.

„Mutter," sprach sie langsam, „ich denke ich werde nie wieder meines Vaters Haus betreten."

Die ältere Dame hörte diese Erklärung ohne Ueberraschung oder Freude an. Sie sagte einfach:

„Urtheile nicht schnell oder hart, Nataluschka. Warum habe ich es bis jetzt unterlassen, Dir die Geschichte zu erzählen, als nur deshalb, weil ich es für besser hielt, weil ich glaubte, Du würdest glücklicher sein, wenn Du auch ferner Deinen Vater liebtest uud achtetest. Ueberlege ferner, welche Entschuldigungen er vorbringen kann.“

„Keine!“ sprach das Mädchen heftig. „Dich sechszehn Jahre von Deinem Kinde fernzuhalten und mit der Ueberzeugung, daß in jedem Augenblick ein Wort von ihm Deinen Vater einem grausamen Tode entgegen führen konnte — oh, Mutter, Mutter, Du magst mich auffordern, dies zu verzeihen, aber nicht es zu entschuldigen.“

„Der Ehrgeiz — das Verlangen nach Macht und Einfluß — darin liegt für ihn des Lebens höchster Reiz,“ sagte die Mutter ruhig. „Danach fragt er mehr, als nach irgend sonst Etwas in der Welt; Weib, Kind, Alles könnte er diesem Einen opfern. Aber Kind,“ sagte sie ernst, „verstehst Du jetzt, warum ich Dir die Geschichte erzählt habe?“

Natalie blickte bestürzt auf. Eine Zeit lang hatte

das Interesse, das sie an dieser Geschichte genommen, sie ihrer eigenen Sorge entrückt, obwohl sie während der Erzählung eines Schattens sich bewußt, war, der sich über ihr Leben zu breiten schien.

„Es geschah nicht blos deshalb, weil ich Dir meine Leiden kundgeben wollte, Nataluschka," sprach die Mutter sanft, aber ernst. „Sie sind vorüber. Ich freue mich, daß ich bei Dir bin, wenn Du ein gleiches Glück darüber empfindest. Aber als Du mir vorhin mittheiltest, daß Mr. Brand diesen Auftrag erhalten und welches Schicksal ihn wahrscheinlich treffen würde, da sprach ich zu mir: ‚Nein, die Sache kann sich nicht wiederholen. Er darf es nicht wagen, dasselbe Spiel noch einmal zu spielen'."

Das Mädchen wurde todtenbleich.

„Mein Kind, deshalb fragte ich Dich. Mr. Brand hat Deines Vaters Hoffnungen in Betreff des Geldes getäuscht. Sodann, als er leicht entfernt werden konnte durch die Sendung nach Amerika, verschlimmertest Du die Sache dadurch, daß Du drohtest mit ihm zu reisen."

Das Mädchen sprach kein Wort, aber in ihren Augen drückte sich Schrecken aus.

„Natalie", sagte die Mutter sanft, „habe ich

Unrecht daran gethan, Dein Herz so mit Argwohn zu füllen? Habe ich Unrecht daran gethan, Dich zur Gegnerin Deines Vaters zu machen? Mein Kind, ich kann Dich nicht leiden sehen, ohne Dir zu entdecken, was nach meiner Ansicht die Ursache Deines Kummers ist, selbst wenn es unmöglich ist, dagegen anzukämpfen, und wenn man nur schaudern kann bei dem Gedanken an die Grausamkeit, deren mancher Mensch fähig ist. Wir können Gott bitten, daß er uns Geduld schenkt —"

Natalie hörte nicht zu. Ihr Gesicht war weiß, ihre Lippen und Augen zeigten unbeugsame Entschlossenheit.

„Mutter", sprach sie endlich leise und jedes Wort abwägend, „wenn Du glaubst, die Sache wiederholte sich, warum sollte sie nicht in gleicher Weise durchgeführt werden? Du handeltest, um Einem das Leben zu retten, der Dich liebte. Warum sollte ich nicht dasselbe thun?"

„Oh, Kind, Kind!" rief die Mutter erschreckt und ergriff ihren Arm. „Denke daran nicht! Alles, nur nicht das! Du weißt nicht, wie schrecklich Dein Vater ist, wenn sein Zorn erwacht. Siehe, was ich gelitten habe, Nataluschka, und ich will nicht, daß Du das

Leben führen sollst, das ich geführt habe. Du mußt nicht, Du darfst Dich nicht einmischen!“

Das Mädchen schob ihre Hand weg und sprang auf. Ihr Gesicht war nicht länger bleich. Das Blut der Berezolyis glühte in ihren Wangen, ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Stimme tönte stolz und zornig.

„Wenn dies wahr, wenn dies möglich ist, glaubst Du, ich könnte es mit ansehen, wie man einen edlen Mann schmählich und grausam in den Tod schickt, und könnte nichts thun wollen, um ihn zu retten? Meine Mutter, die Du den Namen trägst, den Du führst, Du darfst mir nicht von Furcht sprechen. Was habe ich zu fürchten? Was ich fürchtete, war zu leben, während er todt war. Jetzt —“

Die Mutter hatte sich ebenfalls schnell erhoben und suchte ihrer Tochter Hände festzuhalten.

„Um Himmels willen, Nataluschka!“ flehte sie. „Du setzest Dich einer schrecklichen Gefahr aus —“

„Was frage ich danach, Mutter? Sehe ich so aus, als fragte ich danach?“ sprach sie stolz.

„Und ganz umsonst, Nataluschka. Du wirst nur den Zorn Deines Vaters gegen Dich selbst entfesseln, und er wird Dein Leben so elend machen, als er das meinige gemacht. Was kannst Du denn thun, Kind?

Was sonst, als Dich selbst in's Verderben stürzen? Du bist machtlos. Du hast keinen Einfluß bei denen, die an der Spitze stehen, wie ich denselben besaß. Du kennst sie nicht, wie willst Du zu ihnen dringen?"

„Du vergißt, Mutter," rief das Mädchen triumphirend. „Hast Du mich nicht selbst gefragt, ob ich von einem gewissen Bartolotti gehört hätte?"

Die Mutter stieß einen lauten Schreckensschrei aus.

„Nein, nein, Nataluschka, ich bitte Dich —"

Das Mädchen schloß ihre Mutter in die Arme und küßte sie. Es leuchtete eine seltsame Freude in ihren Augen. Licht und Hoffnung strahlten in ihrem Gesicht.

„Du liebe Mutter," sagte sie, als sie dieselbe sanft zum Niedersetzen zwang, „das ist Dein Platz. Du wirst hier bleiben, ruhig und von keiner Furcht geplagt, Niemand wird Dich stören, und wenn Du Dich ganz erholt hast von Deinen Leiden, wenn Dir der Muth zurückgekehrt ist, dann will ich wiederkommen und Dir meine Geschichte erzählen. Eine Geschichte für die andere, nicht wahr?"

Sie zog die Glocke.

„Verzeihe mir, liebe Mutter, es ist keine Zeit zu verlieren. Einmal muß ich noch in meines Vaters Haus zurückkehren, ja, ich muß dort eine Karte holen."

„Aber nachher. Kind, wohin gehst Du dann?“ sagte die Mutter, obgleich sie kaum Worte finden konnte.

„Oh, nach Neapel, Mutter! Ich bin eine geübte Reisende. Ich brauche keinen Kourier.“

Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, aus ihren Augen blitzte Leben und Stolz, und selbst in diesem Augenblick der Angst meinte die besorgte, erschreckte Mutter, sie hätte ihr Kind nie so schön gesehen.

Die Thür öffnete sich.

„Madame, seien Sie so gut, Anneli zu sagen, daß ich fertig bin.“

Sie wandte sich zu ihrer Mutter.

„Nun, Mutter, sage ich Lebewohl, auf ich weiß nicht wie lange.“

„Oh, nein, mein Kind,“ sprach die Andere zitternd und doch lächelnd trotz aller ihrer Furcht. „Wenn Du reisen willst, so brauchst Du einen Kourier. Ich will Dein Kourier sein, Nataluschka.“

„Du willst mit mir kommen, Mutter?“ rief sie freudig überrascht. „Komm! Wir werden einander Muth einsprechen. Ja, Mutter, wir wollen schnell zusammen abreisen.“

Kapitel IX.

Nach dem Süden.

Nach so viel heftiger Aufregung waren die schnellen Vorbereitungen zur Reise eine wohlthätige Zerstreuung. Es war keine Zeit zu verlieren und Natalie machte bald die Entdeckung, daß sie selbst die Obliegenheiten des Kouriers übernehmen müßte, da ihre Mutter dazu viel zu erregt war. Bisweilen, wenn das Mädchen auf das abgehärmte, kummervolle Gesicht schaute, bedauerte es beinahe, das bereitwillige Anerbieten angenommen zu haben, und hätte der Mutter vorschlagen mögen, sie allein reisen zu lassen. Aber sie wußte, daß, wenn die arme, bekümmerte Dame allein blieb, sie sich nur mit eingebildeten Befürchtungen quälen würde. Sie selbst empfand keine Furcht. Ihr Herz war zu voll, um irgend

eine Besorgniß aufkommen zu lassen. Und doch zitterte ihre Hand ein wenig, als sie sich hinsetzte, um die folgenden zwei Abschiedsbriefe zu schreiben. Der erste lautete:

Mein Vater!

Heute zum ersten Mal habe ich die Geschichte meiner Mutter, und zwar von ihr selbst gehört. Ich habe ihr ins Auge geschaut, ich weiß, daß sie die Wahrheit spricht: Du kannst Dich daher nicht wundern, daß ich Dein Haus verlasse, daß ich bei ihr bleibe, denn Einen muß sie doch haben, der es versucht, sie für Alles zu trösten, das sie gelitten hat, und ich bin ihre Tochter. Ich danke Dir für viele Jahre der Freundlichkeit und bitte Gott er wolle Dich segnen.

Natalie.

Der andere war leichter zu schreiben.

Theurer!

Meine Mutter und ich verlassen England heute Abend. Frage mich nicht, weshalb wir gehen oder warum ich nicht zu Dir geschickt habe, daß Du kommen und Adieu sagen könntest. Wir werden vielleicht nur ein paar Tage wegbleiben und auf keinen Fall darfst Du abreisen, bis wir zurück sind. Vergiß nicht, daß ich Dich noch einmal sehen muß.

Natalie.

Nach einer schnellen Fahrt durch die Stadt kamen sie gerade noch zur rechten Zeit auf der Charing Croßstation an, um den Nachmittagszug nach Dover benutzen zu können.

Es war natürlich, daß jetzt, wo die erste Aufregung der Abreise vorüber war und die beiden Frauen in der Einsamkeit des Coupe's allein saßen, Natalie mit einer gewissen Beklommenheit an die unbestimmte Aufgabe dachte, die sie übernommen hatte. Aber sie durfte sich diesem Gefühl nicht überlassen. Die Nothwendigkeit, ihrer Mutter trübe Ahnungen zu verscheuchen, hinderte sie daran, ihren eigenen nachzuhängen. Sie mußte sorglos, munter und praktisch erscheinen.

„Nataluschka“, sagte die Mutter, ihrer Tochter Hand ergreifend, „man hat Dich in Unwissenheit gelassen. Du kennst nur die romantische, die schöne Seite dessen, was vorgeht, Du weißt nicht, wessen diese Männer fähig sind, und was schon schreckliches und entsetzliches geschehen ist, um ihren Plänen den Erfolg zu sichern. Es ist ein Wahnsinn, Nataluschka, daß Du glauben kannst, Du, ein Mädchen könntest ihren Plan aufhalten. Sie werden Dich vielleicht auslachen, ja es wird Dir vielleicht noch schlimmer gehen, es kann sein, sie nehmen es übel, daß Du Dich einmischst

und forschen danach, wer ihre Geheimnisse verrathen hat."

„Sind sie denn so gar schrecklich?" sagte das Mädchen lächelnd, „da doch Lord Evelyn — oh, Du kennst ihn noch nicht, Mutter, aber er ist sanft wie ein Mädchen — da er doch ihr Freund ist, da Brand doch so voller Bewunderung ist für das, was sie thun, und da Calabressa — nun, Mutter, glaubst Du, daß Calabressa irgend Einem weh thun kann? Und Calabressa selbst sagte zu mir, ‚kleine Tochter, wenn Du jemals in Noth bist, geh' nach Neapel. Dort wirst Du Freunde finden.' Nein, Mutter, Du versuchst vergebens, mir Furcht zu machen. Nein. Laß uns über verständige Dinge reden. Zum Beispiel, wo kommt der Wind her?"

„Wie soll ich das wissen, Nataluschka?"

Das Mädchen lachte etwas gezwungen, denn ganz und gar konnte sie den Gedanken an die Gefahr nicht los werden, in der ihr Geliebter schwebte.

„Oh, Mutter, Du bist ein netter Courier! Du willst über den Kanal fahren und weißt nicht, wo der Wind herkommt, oder ob die See hoch geht. Ich will es Dir sagen, denn ich bin unser Courier. Der Wind bläst aus Nordosten, die See war gestern Abend ganz

ruhig, ich meine, wir werden eine angenehme Ueberfahrt haben. Und weißt Du, warum ich Dich mit diesem Zug habe fahren lassen? Weißt Du nicht, daß ich Dich nach Dover bringen will bei guter Zeit, damit Du behaglich zu Mittag speisen kannst; dann, wenn die See ganz ruhig ist, gehen wir an Bord, bevor mehr Menschen kommen; darauf fahren wir nach Calais hinüber und gehen dort in ein Gasthaus; Du schläfst gehörig aus, kleine Mutter, und den nächsten Tag, das heißt morgen, gegen Mittag, denke ich, reisen wir behaglich nach Paris weiter. Was hältst Du davon?"

„Was Du thust, wird recht sein, Nataluschka. Du weißt, ich habe nie eine Tochter gehabt, die für mich gesorgt hat."

Nataliens Programm wurde buchstäblich und mit gutem Erfolg ausgeführt. Sie speisten in dem Hotel, und gingen dann in der dunklen, reinen Nacht nach dem Schiff hinunter, die See war ruhig, das Wasser war eben bewegt genug, um das Bild der Sterne in zitterndem Spiegelbilde wiederzugeben. Die beiden Frauen saßen auf dem Verdeck zusammen, und als der Dampfer sie nach und nach den Lichtern an der englischen Küste entrückte, sang Natalie ihrer Mutter

mit leiser Stimme einige Verse eines magyarischen Liedes vor, die kaum vernehmbar waren vor dem Rauschen des Wassers und dem Lärm der Räder.

Am nächsten Tage begann die lange, ermüdende Fahrt auf der Eisenbahn, in welcher sich die beiden Reisenden keinerlei Unterbrechung gestatteten. Für sie gab es kein frohes Verweilen an der Küste des mittelländischen Meeres, wo Nizza im Sonnenschein, von Wellen umspült, sich ausbreitet. Für sie wurde kein großer Reisewagen gepackt, den vier Pferde unter Schellengeläut dahin zogen, und in dem sie langsam an den grauen Bergen durch endlose Citronenhaine dahin fuhren, während unter ihnen die blaue See zu ihnen herauf leuchtete. Sie durften nicht mit Ruhe einen Tag bei der üppigen Schönheit der Riviera verweilen, wo die Sonne heiß an den rothen Granitklippen und auf den Terrassen der Feigen, Weinstöcke und der fächerartig ausgebreiteten Palmen brannte; sie konnten nicht in die engen Straßen der von Mauern eingeschlossenen Städte einziehen und zuschauen wie die Männer mit ihren rothen Mützen und die Frauen mit den dunklen Gesichtern hinter den Thorwegen verschwanden, während die Pferde vorüber trabten; für sie waren nicht die ruhigen Abende im Hotelgarten

beim Licht des Mondes, der über der murmelnden See aufging; für sie duftete die Luft nicht von den Wohlgerüchen des Südens. Nein. Sie fuhren zwar einen Berg hinauf, aber es geschah hinter einer Maschine; sie erblickten wohl den Schnee des Mont Cenis, aber es war von dem Fenster eines Eisenbahnwagens. Dann eilten sie durch den schwarzen dröhnenden Tunnel, und kamen danach wieder ans Tageslicht; schließlich schien die Welt sich ihnen wieder zu öffnen: sie blickten auf Italien hinunter.

„Mancher ist für Euch freudig gestorben“, sprach das Mädchen, als sie auf die großen Thäler niederschaute, wo hier und da eine Bergspitze mit einem Schloß oder Kloster gekrönt war und die weinbekleideten Hügel einige wenige weiße Häusergruppen zeigten, über denen dann weiterhin die blauen Berge mit den scharf gezeichneten Schneelinien sich aufthürmten. Dann erreichten sie die üppigen gelben Ebenen, wo das Abendroth die Reihen der Weidenbäume und die Landhäuser mit dem bunten Gemälde über dem gewölbtem Thorweg beschien, während im Hintergrund überall die dunklen Massen der Berge fern und feierlich jenseits der goldig glänzenden Felder aufstiegen. Sie erreichten, beide sehr müde, Turin im Abenddunkel.

Von Turin mußten sie wieder früh des Morgens aufbrechen. Sie waren jetzt so an den Lärm des Zuges gewöhnt, daß es ihnen fast wie eine nothwendige Lebensbedingung vorkam. Sie reisten dann über Genua, Spezia, Pisa und Rom und hielten sich überall so wenig wie möglich auf.

Eines Abends wurden die Fenster eines Hotelzimmers am westlichen Ende von Neapel geöffnet und ein junges Mädchen, das ein leichtes Tuch um Kopf und Schultern geworfen, trat auf den hohen Balkon hinaus. Es war eine schöne Nacht, die Luft warm und still, das Mondlicht beschien die beinahe bewegungslosen Wasser der Bucht. Vor ihr erhob sich die ungeheure Masse des Castello dell'Ovo, düster sich abhebend gegen das silberglänzende Meer; weiterhin flackerten die gelblichen Lichter der Stadt und über ihnen stieg in das lichte Dunkel der Vesuv auf, dessen Gipfel ein scharfes Roth bezeichnete. In der vollkommnen Stille konnte sie die Schläge der Ruder eines Boots vernehmen, und über den flüsternden Wassern drang ein schwacher und ferner Klang zu ihr — „Addio! Addio!" Endlich hörten auch diese Töne auf und sie war allein in der stillen, murmelnden, schönen Nacht.

Sie blickte zu der großen Stadt hinüber. Wer waren dort ihre unbekannten Freunde? Welche einflußreiche Gewalten wollte sie am kommenden Morgen ansprechen? Sie hatte nicht nöthig die Karte anzusehen, die ihr Calabressa gegeben; wiederholt hatte sie dieselbe in der Nacht studiert, während ihre Mutter schlief, und hatte sich gefragt, ob dieselbe sich auch als der Talisman erweisen würde, als welche der Geber sie bezeichnet hatte. Sie schaute auf die große Stadt dort drüben jenseits des Meeres und wußte nur, daß sie schön war im Mondlicht; sie hatte keine Furcht vor irgend Etwas, das diese Stadt bergen mochte. Und dann dachte sie an eine andere Stadt, weit weg im kalten Norden, und fragte sich, ob dort wohl ein gewisses Fenster offen sein möchte, von dem man den Fluß und die Gaslampen und die Brücken überblickte, und ob dort Einer an sie denken möchte. Konnte der Nachtwind nicht die Sprache und das Verlangen ihres Herzens hinübertragen? — „Gute Nacht, gute Nacht... Die Liebe kennt keine Furcht... noch ist unser Leben nicht auf immer verloren.“

Kapitel X.

In Buckinghamshire.

An demselben Abend befand sich Lord Evelyn in Brands Wohnung und debattirte und bat vergeblich. Er war über die Ruhe erstaunt, mit der dieser Mann die furchtbare ihm auferlegte Pflicht zu übernehmen schien, und über die stoische Gleichgültigkeit, mit der er der fast gewissen Aufopferung seines Lebens entgegen ging.

„Du bist ein Fanatiker geworden!“ rief er unwillig.

Georg Brand blickte zerstreut aus dem Fenster in die dunkle Nacht hinaus.

„Ich denke,“ antwortete er, „alle großen Dinge, die in der Welt geschehen sind, waren auf Fanatismus begründet. Alles, was ich wünsche, ist, daß dieser besondere Akt des Rathes die guten Folgen haben möge, die er sich davon verspricht. Er muß es wissen. Er

kennt die Leute, mit denen er zu thun hat. Ich hätte mit Lind glauben können, daß der Entschluß unklug war, daß er die Welt nur bestürzt machen und sie erschrecken könnte, aber meine Meinung hat keinen Werth. Es hat keinen Nutzen weiter, darüber zu streiten, die Sache ist entschieden. Was mir zu überlegen bleibt, ist, wie ich einigen Wenigen helfen kann, an denen ich Antheil nehme, und dabei kannst Du mir Deinen Beistand leisten."

„Aber ich wende mich an Dich selbst und an Dein Gewissen," rief Lord Evelyn in Verzweiflung. „Du kannst die Verantwortlichkeit nicht auf Andere abwälzen wollen, Du hast für Deine Handlungen selbst einzustehen. Ich sage, Du opferst Dein Gewissen Deinem Stolz auf. Du sprichst zu Dir selbst: ‚Sollen diese Ausländer denken, daß ich mich fürchte?'"

„An mich selbst denke ich gar nicht," entgegnete Brand einfach. „Das ist vorüber. Als ich schwur, der Gesellschaft dienen und den Befehlen des Raths gehorchen zu wollen, da hörte meine Verantwortlichkeit auf. Was ich zu thun habe, ist, meinem Eid und dem Versprechen, das ich gegeben, treu zu sein." Fast unbewußt blickte er auf den Ring, den er von Natalien erhalten. „Du möchtest doch nicht, daß ich wie eine

Memme zurückwiche? Du möchtest doch nicht, daß ich spiele ohne zu zahlen! Was ich zu thun unternommen habe, das werde ich thun.“

Dann setzte er hinzu:

„Es giebt Etwas, das Du für mich vollbringen könntest, Evelyn. Wir wollen nicht mehr von mir sprechen; ich sagte schon, wenn ein Einzelner in den Reihen fällt, was schadet es? — das Heer marschirt weiter. Das Schicksal, das mich trifft, hätte Tausende unsrer Freunde in diesem Lande treffen können. Nun, Evelyn, wenn die Sache vor sich geht, so meine ich, könntest Du viel Gutes damit stiften, daß Du in den Zeitungen nachwiesest, was für ein Schuft dieser Zaccatelli gewesen, wie sehr er seine Strafe verdient, und wie gerechtfertigt es erscheint, daß Einer in einem solchen Ausnahmefall das Gesetz selbst in die Hand nimmt. Du könntest das, Evelyn, für den Bund thun. Die Menschen hier wissen nicht, was für ein Schurke er ist, und wie weit er über dem Gesetz steht, oder wie die Armen unter seinen Schandthaten gelitten haben. Versuche nicht, mich zu rechtfertigen, denn ich werde zu der Zeit über Entschuldigung und Verwünschung erhaben sein, aber Du könntest die Gewalt des Schlages brechen, Du könntest die Sache aufklären,

Du könntest unsern Freunden, die sich uns hier angeschlossen, andeuten, daß sie keiner Art von Camorrabund angehören. Das beunruhigt mich mehr als alles Andere. Ich bekenne Dir, daß ich mich mit dem Auftrag ganz ausgesöhnt habe, soweit er ein Opfer nur von mir selbst verlangt. Diese Bitterkeit ist vorüber. Ich vermag sogar wieder an Natalie zu denken."

Die letzten Worte sprach er langsam und leise, und seine Augen waren der nächtlichen Welt draußen zugekehrt. Was konnte sein Freund sagen? Sie sprachen bis spät in die Nacht hinein, aber alle seine Einwendungen und Bitten waren dieser ruhigen Entschlossenheit gegenüber nutzlos.

„Was soll die Diskussion?" war die schlichte Antwort. „Was soll ich thun? Meinen Eid brechen, mein heiliges, Natalie gegebenes Versprechen vergessen, und den Bund ganz und gar verlassen?"

Wie sehr er aber auch jede Debatte über diesen Punkt ablehnte, so begierig war er doch zu sprechen. Der Grund davon war, daß er in letzter Zeit angefangen hatte, den Schlaf zu fürchten, wie das Aussehen seiner Augen bezeugte. Am Tage oder so lange er mit einem Freunde aufbleiben konnte, zwang er sich dazu, nur an die unmittelbaren, praktischen Bedürfnisse

des Augenblicks zu denken; vergebliches Bedauern dessen was hätte sein können, gelegentliche, unruhige Bedenken seines Gewissens vermochte er durch seine Willenskraft zum Schweigen zu bringen. Er hatte sich in sein Schicksal gefunden, er ging ihm ohne Furcht entgegen. Keine Unentschlossenheit, keine Klage machte ihn muthlos. Aber des Nachts in seinen Träumen regte sich der natürliche Wunsch zu leben: da schien es ihm so traurig, daß er allen Denen Lebewohl sagen sollte, die er gekannt und geliebt hatte, vor allen Andern stand Natalie immer vor ihm, blickte ihn mit weinenden Augen an, rang die Hände und bot ihm unter Thränen den Abschied. Das Morgenlicht, der erste Ruf auf der Straße, waren ihm ein unaussprechlicher Trost, da sie diese quälenden Visionen vertrieben. Wie früh auch Waters auf sein mochte, er fand seinen Herrn immer schon in Bewegung, angekleidet und das Zimmer abschreitend oder die Abendzeitung vom vorigen Tage lesend.

Früh am Morgen nach diesem letzten verzweifelten Protest von Seiten Lord Evelyn's, fuhr Brand nach der Paddington Station, um seiner Heimat in Buckinghamshire einen schnellen Besuch zu machen. In London selbst hatte er beinahe alle seine Angelegenheiten geordnet;

auf dem Lande blieb ihm noch Einiges zu thun übrig. Lord Evelyn hatte ihn auf diesem Ausflug begleiten sollen, war aber nicht erschienen, so sprang denn Brand in den Wagen, als der Zug sich eben in Bewegung setzte und sah sich im Coupé allein.

Die Zeitungen, die er mitgenommen, schienen ihn nicht sehr zu interessiren. Immer mehr beunruhigte ihn das fortgesetzte Schweigen Nataliens. Jeden Morgen hatte er zuversichtlich eine Nachricht von ihr erwartet, die ihm ihre plötzliche Abreise erklären sollte, aber die Tage vergingen, kein Brief kam von ihr, und seine Verwunderung darüber begann sich in Angst zu verwandeln. Es schien so seltsam, daß sie sich gerade jetzt entfernte, wo sie jeden Tag gezählt, an welchem sie ihn sehen durfte, und wo sie diese Möglichkeit wie eine Gnade vom Himmel angesehen hatte. Alles, was er darüber wußte, war, daß Lind eben so wenig als er selbst den Ort kannte, wohin Natalie gereist war. Eines Nachmittags, als er seine Wohnung verließ und sich nach Buckinghamstreet begab, bemerkte er Beratinsky, wie derselbe am Ende der Straße, an der Ecke von Johnstreet, hin und herging. Beratinsky hatte ihm den Rücken zugekehrt, so benutzte er den Augenblick das Thor zu öffnen, zu dem er einen

besonderen Schlüssel besaß, und welches hinunter zu dem alten Yorkthor führte. Von dort machte er einen Umweg durch Villiersstreet, von wo er die Bewegungen des kleinen schwarzbärtigen Polen besser beobachten konnte.

Er überzeugte sich bald davon, daß Beratinsky, obwohl er dann und wann Adamstreet entlang ging und bisweilen gemächlich zum Strand hinwanderte, dennoch Buckinghamstreet stets im Auge behielt; und er bezweifelte nicht im Geringsten, daß er selbst der Gegenstand dieser Beobachtungen wäre. Er lachte vor sich hin. Hatten die klugen Leute in Lislestreet die Entdeckung gemacht, daß Nataliens Mutter in London war, waren sie zu dem Schluß gekommen, daß sie und ihre Tochter an einem so offenen Platz eine Zuflucht gefunden hätten? Als Beratinsky seine Nähe am wenigsten vermuthete, ging Brand auf ihn zu, und klopfte ihm auf die Schulter.

„Wie befinden Sie sich, Herr Beratinsky?“ sagte er, als der Andere sich umgedreht hatte. „Für einen Spaziergang ist dies nicht der angenehmste Ort. Warum gehen Sie nicht hinunter nach den Gärten?“

Beratinsky war ärgerlich und verwirrt, verlor aber nicht seine Geistesgegenwart.

„Ich warte auf Jemand,“ sagte er kurz.

„Oder wollen Entdeckungen über Jemand machen? Nun, ich will Ihnen die Mühe sparen. Lind wünscht wohl zu wissen, wo seine Frau und Tochter sich befinden?“

„Ist das nicht sehr natürlich?“

„Gewiß. Ich hörte, er hat sich nach dem Hansplatz begeben, wo Madame Lind gewohnt hat.“

„Sie wissen das?“ fragte der Andere schnell.

„Ja wohl. Nun, wenn Sie offen gegen mich sein wollen, kann ich Ihnen vielleicht von Nutzen sein. Lind weiß nicht wo seine Frau und Tochter sich aufhalten.“

„Richtig.“

„Und Sie — Sie glaubten vielleicht, daß die Eine oder die Andere eine Botschaft an mich schicken oder selbst kommen möchte oder daß ich sie vielleicht einstweilen bei mir aufgenommen haben könnte?“

Es war schwer, dem durchdringenden grauen Auge des Engländers auszuweichen.

„Sie scheinen viel zu wissen, Mr. Brand,“ sagte Beratinsky mürrisch. „Vielleicht wissen Sie auch, wo sie sich jetzt aufhalten?“

„Ich kann Ihnen nur sagen, wo sie sich nicht befinden — und das ist in London.“

Der Andere sah erst überrascht, dann argwöhnisch aus.

„Oh, Sie mögen mir glauben oder nicht, wie Sie wollen. Ich wünsche Ihnen nur weitere Mühe zu ersparen. Ich sage Ihnen, daß meiner Ueberzeugung nach Miß Lind und ihre Mutter nicht in London, ja nicht einmal in diesem Lande sind.“

„Wie wissen Sie das?“

„Verzeihen Sie — Sie gehen zu weit. Ich sage Ihnen nur, daß dies meine Ueberzeugung ist. Da ich Ihnen nun Mühe gespart habe, erwarte ich von Ihnen dafür, daß Sie mir mittheilen wollen, ob Sie etwas von ihnen wissen. Ist das zu viel verlangt?“

„Sie wissen also wirklich nicht, wo sie sind?“ fragte Beratinsky mit einem schnellen Blick.

„Nein. Aber sie haben London verlassen. Das weiß ich.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte der Andere in bescheidenem Ton. „Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Mr. Brand.“

„Bleiben Sie einen Augenblick. Können Sie mir sagen, wo Jakob Kirski wohnt? Ich habe etwas mit ihm zu besprechen, bevor ich England verlasse.“

Er nahm seine Brieftasche heraus und schrieb sich die Adresse auf, die ihm Beratinsky gab. Darauf entfernte sich der Andere, höflich den Hut abnehmend, aber ohne ihm die Hand zu reichen.

Brand war über den kleinen Vorfall mehr belustigt als überrascht, als aber Tag für Tag verging und keine Nachricht von Natalie kam, wurde er besorgt. Jeden Morgen hoffte er auf einen Brief, jeden Morgen läutete unten der Briefträger und stürzte Waters die Treppe hinunter, um ihm zu öffnen, aber nicht ein Wort kam von Natalien oder ihrer Mutter.

Auf der kleinen Station in Buckighamshire, wo er anhielt, fand er einen Wagen, der ihn erwartete um ihn nach Hill Beeches zu bringen, und schnell fuhr er durch die wohlbekannte Gegend hin, die jetzt im Spätherbst etwas öde aussah. Während er sich dem rothen und weißen Hause an der Seite des Berges näherte, mochte er sich vorwerfen, daß er den Ort nicht heimischer für sich gemacht. Obwohl Park und Anlagen ziemlich sauber erschienen, zeigte das Haus selbst die Spuren der Vernachlässigung. Als er eintrat, tönten seine Schritte hohl auf dem teppichlosen Fußboden. Die Möbel waren mit Kattun bedeckt, die Kronleuchter in Muslin eingehüllt. Alles

schien verschlossen und verpackt. Und diese stattliche Sechszigjährige, die ihm entgegen kam, mit silberweißem Haar, mit rothen Wangen, und dem gewinnendsten Lächeln, schien nicht ihr erstes Wort dem jungen Gebieter zu sagen, daß er lange fort gewesen und daß die Nachbarn sie oft fragten, wann eine junge Gebieterin nach den Beeches kommen würde, um den Ort in der Ordnung zu halten, in der er sich früher befunden?

Nach einer kurzen, freundlichen Unterredung mit ihr, ersuchte er sie um die Schlüssel, denn er hätte noch etwas zu besorgen und wollte sie nicht aufhalten. Dann, nachdem sie ihn allein gelassen, begann er ruhig und etwas schwermüthig die leeren, wiederhallenden Zimmer zu durchschreiten, die voller Erinnerungen für ihn waren.

Es war ein unregelmäßig gebautes, altmodisches Haus, das nach den Bedürfnissen der auf einander folgenden Geschlechter vergrößert worden war, ohne daß diese auf den ursprünglichen Bauplan viel Rücksicht genommen hatten. Es war durch Heirath in den Besitz der Brands von Darlington gekommen, als Georg Brands Großvater eine gewisse Lady Mary Heaton geheirathet hatte, welche die letzte Vertreterin einer

alten, berühmten Familie war. Und die einsamen Zimmer, die er jetzt durchwanderte, und wo er hier und da bemerkte, welche hervorragende Stelle seine Mutter den vielen Jagdtrophäen gegeben, die er selbst aus verschiedenen Weltgegenden nach Hause geschickt, waren mit Porträts geschmückt, deren Kostüme von der steifen Halskrause und der spitzen Taillenschnebbe Elisabeths bis zu dem freien Hals und lockigem Haar der Königin Viktoria herabgingen. In einem andern Zimmer befand sich eine Sammlung von Porträts, die einen besondern Reiz für ihn zu besitzen schienen, eine Reihe von Miniaturgemälden verschiedener Glieder der Familien Heaton und Brand, die sich bis zu ihm selbst erstreckte, denn das letzthinzugekommene war das Bild eines Knaben, das seiner Mutter geschickt worden war, als dieselbe in Cannes gefährlich krank danieder=lag. Auch ihr eigenes Porträt war da, das einer leidend aussehenden Frau, mit großen, glänzenden, sanften Augen und bleichen Wangen. Es zeigte jene besondere Zartheit und den sanften Ausdruck, der häufig mit der Schwindsucht verbunden ist. Er blickte diese verschiedenen Bilder lange an und fragte sich, was der Eine oder Andere gelitten haben mochte, aber vor allem verweilte er bei dem letzten Porträt, als wollte

er den schönen, liebevollen Augen ein schließliches Lebewohl bieten.

Er wurde aus seinen Träumen aufgerüttelt durch das Geräusch eines Wagens, der draußen über den Kies rasselte, und dann hörte er Jemand die hallenden Zimmer durchschreiten. Sofort — er wußte nicht warum — schloß er den Deckel des vor ihm liegenden Etuis.

„Hatte den Zug um eine Minute verfehlt," sagte Lord Evelyn, als er ins Zimmer trat. „Es thut mir ungemein leid."

„Hat nichts zu sagen," antwortete Brand. „Ich freue mich, daß Du gekommen bist. In London habe ich Alles geordnet, nur hier habe ich noch Einiges vorzubereiten."

Er sprach in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton, so daß sein Freund es unterließ, weiteren, unnützen Widerspruch zu erheben.

„Du weißt, es soll heißen, ich gehe auf lange Zeit ins Ausland," fuhr er fort. „Du mußt in gewisser Weise mich vertreten, Evelyn, und ich will Dich heute den Leuten vorstellen, nach denen Du sehen mußt. Da ist zum Beispiel ein Enkel von der Amme meiner Mutter; ich versprach etwas für ihn zu thun, wenn

er ausgelernt hätte. Ferner zwei alte Damen, die bessere Tage gesehen haben; sie sollen nicht erfahren, daß man sie unterstützt, aber Du kannst wunderbare Entdeckungen machen hinsichtlich des Werths ihres alten Porzellans und kannst es nach Bondstreet bringen. Ich will Dir reichliche Summen hinterlassen, denn bis mein Neffe den Besitz des Gutes antritt, wird sich das durch die Anhäufung des Einkommens ausgeglichen haben. Was Dich selbst angeht, Evelyn, so wünsche ich, daß Du ein kleines Souvenir von mir annimmst. Was meinst Du hierzu?"

Er holte einen merkwürdigen alten Trinkbecher, dessen Rand und Griff mit ungeschliffenen Rubinen und Saphiren besetzt war.

„Mir gefällt der Gedanke ganz und gar nicht," sprach der Lord düster, ohne daß er mit diesen Worten den Becher unfreundlich ausschlagen wollte.

„Nach einiger Zeit wird man mich für verschollen erklären. Ich habe Dir die Vollmacht hinterlassen, Jedem ein kleines Geschenk zur Erinnerung zu machen. Ich wünsche, daß Natalie den Tisch aus der Zeit Ludwig des Funfzehnten da drüben besitzt — man bewundert die eingelegte Arbeit daran. Aber wir wollen später ein genaues Verzeichniß machen. Willst

Du jetzt mit mir ins Dorf hinunter fahren? Ich wünschte Dir meine Pensionäre zu zeigen.“

„Wenn Du es wünschest,“ sagte Lord Evelyn, obwohl sein Herz nicht bei der Sache war.

Er ging aus dem kleinen Zimmer hinaus und nach der Hausthür, in der Meinung, Brand würde ihm sogleich folgen. Dieser aber kehrte in das Zimmer zurück und öffnete das Etui mit den Miniaturbildern. Dann nahm er aus seiner Tasche ein kleines Packet und machte es auf; es war ein Porträt Nataliens — eine Photographie auf Porzellan, äußerst zart gefärbt und von einem antiken silbernen Rahmen umgeben. Einige Minuten lang schaute er das schöne Gesicht an — die Augen schienen ihm daraus traurig entgegenzublicken. Dann that er das kleine Porträt, das selbst wie ein Miniaturgemälde aussah, neben das seiner Mutter und verschloß das Etui.

„Ich bitte um Verzeihung, Evelyn, daß ich Dich warten ließ,“ sprach er an der Hausthür. „Noch eins, vergiß nicht, daß keins der Bilder hier unter irgend einer Bedingung je von seinem Platze entfernt werden darf.“

Kapitel XI.

In Portici.

Natalie fand in der ersten Nacht nach ihrer Ankunft in Neapel keinen ruhigen Schlaf; sie war froh als die langsamen, bangen Stunden mit all ihrer verwirrenden Ungewißheit und ihren trüben Ahnungen endlich vorüber waren. Sie stand früh auf und kleidete sich schnell an; dann öffnete sie das hohe Balkonfenster, um die sanfte, seidenweiche Luft vom Meere hereinzulassen, und trat dann auf den Altan hinaus, um noch einmal — obwohl sie Neapel so gut kannte — die um sie liegende glanzvolle Schöne zu bewundern.

Es war ein Morgen, der Jedem Muth einflößen konnte; die Luft war frisch und duftig, tief sog Natalie das um sie quellende Leben ein. Die große Wasser=

fläche vor ihr glänzte und funkelte wie von Millionen Diamanten. Weiß kräuselten sich die Wogen an den vorspringenden Mauern des Castello dell 'Ovo und breiteten sich murmelnd am Ufer aus; die Fischerboote mit den braunen Segeln fuhren vorüber und erschienen bald schwarz, bald roth, je nachdem sie im Schatten oder Sonnenschein dahin zogen. Weit hinaus in der glänzenden See lag die Insel Capri wie eine blaue Wolke am Horizont, und über der Stadt hinweg erhob sich der Vesuv, dessen Doppelspitze in Wolken gehüllt und dessen Abhänge mit einem gelblichen Grün bekleidet waren. An einem so schönen und leuchtenden Morgen kam ihr das Gefühl der Hoffnung so natürlich wie einem Vogel der Gesang. Die Befürchtungen der Nacht waren vorüber, sie konnte sich nichts Böses vermuthen von einem solchen Tag, wie dieser es war.

Und doch schien ihr von Zeit zu Zeit das Herz still zu stehen. Sie war beim Frühstück so schweigsam und zerstreut, daß sogar ihre Mutter es bemerkte, und sie mußte sich damit entschuldigen, daß sie von der Reise noch etwas müde wäre. Nach dem Frühstück führte sie ihre Mutter in das Lesezimmer und sagte in aufgeregtem Ton:

„Nun, Mutter, hier ist Etwas für Dich. Hier

findest Du alle englischen Zeitungen und die neuesten Nachrichten."

„Du vergißt, Natalie," sagte ihre Mutter lächelnd, „daß englische Zeitungen für mich von geringem Werth sind."

„Ja so, aber die fremden Zeitungen," sagte sie schnell. „Ich will indessen zu einem Droguisten gehen und etwas Rosenwasser kaufen."

„Du solltest in dem Eisenbahnwagen nicht so verschwenderisch damit umgehen", sprach die arglose Mutter vorwurfsvoll.

Sie beachtete es nicht.

„Vielleicht hat man es in Neapel. Warte bis ich zurückkomme, Mutter. Ich bleibe nicht lange."

Aber sie dachte an kein Rosenwasser, als sie sich zum Ausgehen anschickte, und nicht um einen Droguisten zu suchen, begab sie sich nach der Via Roma. Am Morgen, als sie auf dem Balkon stand und das Sonnenlicht und die duftige Luft einsog, hatte sie sich gefragt, weshalb sie ihre arme, müde Mutter zu diesem Abenteuer mitnehmen sollte. Wäre Gefahr damit verknüpft, so wollte sie derselben allein entgegen gehen. Sie ging schnell, vielleicht wollte sie sobald als möglich den ersten Schritt hinter sich haben.

Ohne Schwierigkeit fand sie die Karlogasse, obgleich sie eine der engsten und steilsten der kleinen, schmalen, ansteigenden Wege war, die von der Hauptstraße in die Massen hoher und dicht gedrängter Häuser an der Seite des Berges führten. Als sie aber aufblickte und das kleine Schild erkannte, welches den Namen der Gasse an der Straßenecke zeigte, ward sie etwas bleich; etwas ihr noch Unbekanntes stand ihr jetzt bevor.

Als sie in diese enge, schmutzige, kleine Gasse einbog, beobachtete sie in ihrer Aufregung die Gegenstände um sich mit wunderbarer Schärfe. Sie konnte später sich jeder Einzelheit genau erinnern, der schreienden Obstverkäufer, der Händler mit Citronenwasser, der Schuhmacher, die in ihren offnen Läden schon bei der Arbeit waren, der mit Gemüse beladenen Maulthiere, eines Negermönches mit seinem schwarzen, wolligen Kopf über der braunen Kapuze, eines ehrwürdigen Briefschreibers an einem kleinen Tische sitzend, mit der Brille auf der Nase und der Feder in der Hand, dem zwei Frauen zuflüsterten, was er ihnen schreiben sollte. Sie nahm ihren Weg die steile Gasse hinauf, durch die geschäftige, bunte, übelriechende Menge, bis sie die Ecke erreichte, die ihr von Calabressa bezeichnet worden war. Aber er hatte ihr nicht angegeben, nach welcher

Seite sie sich zu wenden hatte, und so stand sie einige Augenblicke ungewiß und verwirrt in der Mitte der Straße. Ein kräftiger Mensch, wie es schien ein Fleischer, redete sie an, sie murmelte ihren Dank, und schlug schnell den Weg zur Rechten ein. Sie war kaum einige Schritte weit gegangen, als sie den Eingang zu einem Hof bemerkte, der wenigstens ganz so finster war, als der von Calabressa beschriebene. Da sie fürchtete, der Mann, der mit ihr gesprochen, möchte ihr folgen, so ging sie ohne Zögern auf diesen düstern Hof zu, der offenbar ganz verlassen war.

Sie war allein und schaute sich um. Sie überzeugte sich sofort, daß sie wie zufällig den rechten Ort gefunden hatte. Ueber ihr hing eine Oellampe, welche das Dunkel nur mit spärlichem, gelbem Licht erhellte, und vor ihr befand sich die offene Thür und die Fenster eines Raumes, der offenbar ein Weinkeller war. Sie blieb nicht stehen, um sich zu besinnen. Sie preßte die Lippen auf einander, ging vorwärts, und betrat den gewölbten Keller.

Auch hier war Niemand sichtbar. Reihen von Tonnen waren allerdings zu sehen, aber keine weitere Spur davon, daß hier ein Geschäft betrieben wurde. Plötzlich trat aus dem Dunkel eine Gestalt hervor, so

plötzlich, daß sie erschreckt zusammen fuhr. Hätte sie diesen Mann beim Licht des Tages gesehen, er würde ihr nicht schlimmer vorgekommen sein, als ein gewöhnlicher, dicker, schwarzbärtiger Italiener, der zwar nicht besonders hübsch, aber in keiner Weise furchtbar aussah. Aber diese düstere Beleuchtung verlieh seinem buschigen Kopf, dem schmierigen Gesicht und den funkelnden schwarzen Augen etwas Gespenstisches.

„Was beliebt der jungen Dame?“ sagte er kurz.

Natalie war erschreckt.

„Ich wollte mich erkundigen — ich wünschte zu erfragen —“ stammelte sie, „einen gewissen Bartolotti.“

Aller Muth und alle Zuversicht hatte sie verlassen. War dies das Wesen, von dem sie erwarten konnte, daß es das Leben ihres Geliebten retten würde? war dies der Mann, der Ferdinand Lind die Spitze bieten sollte? Der arme alte Calabressa, dachte sie, meinte es gut, aber er hätte geprahlt und ihr einen thörichten Rath gegeben.

Der schwerfällige Mann, der im Dunklen vor ihr stand, antwortete nicht sofort. Er wandte sich ab mit den Worten:

„Entschuldigen Sie mich, Signorina, es ist hier dunkel. Man hat die Lampen noch nicht angezündet.“

Darauf holte er mit großer Ruhe eine Lampe, rieb ein Streichholz und steckte sie an. Das Licht war nicht sehr hell, aber er stellte es absichtlich so, daß es Natalie beschien und prüfte dann gemächlich ihre äußere Erscheinung.

„Ja, Signorina, Sie nannten den Namen Bartolotti", bemerkte er mit mehr Achtung im Ton.

Natalie zauderte. Nach Calabressa's Bericht sollte die bloße Nennung des Namens wie ein Talisman wirken, der Wunder für sie hervorbringen würde. Diese beleibte Person stand aber nur da und wartete auf das, was sie sagen würde.

„Vielleicht," sprach sie in großer Verlegenheit, „kennen Sie einen gewissen Calabressa?"

„Ah, Calabressa?" entgegnete er, und das gleichgültige Gesicht wurde etwas aufmerksamer. „Ja, gewiß. Man kennt Calabressa."

„Er ist ein Freund von mir," sprach sie. Vielleicht, wenn ich ihn sehen könnte — würde er Ihnen erklären —"

„Aber Calabressa ist nicht hier. Er ist vielleicht nicht einmal in diesem Lande."

Beide schwiegen. Eine Art Schrecken befiel sie. War dies das Ende aller ihrer Hoffnungen? Mußte

sie so wieder gehen? Sie stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

„O, Herr, Sie müssen mir sagen, ob Keiner da ist, der mir helfen kann! Ich bin hierher gekommen, um Einen zu retten, der in Noth und Gefahr sich befindet. Calabressa sagte mir: ‚Gehen Sie nach Neapel; gehen Sie nach dem und dem Ort; das bloße Wort Bartolotti wird Ihnen mächtige Freunde verschaffen; rechnen Sie auf sie; sie werden Niemand verlassen, der zu den Berezolyis gehört‘. Und nun —“

„Um Verzeihung, Signorina; haben Sie die Güte, den Namen zu wiederholen.“

„Berezolyi“, antwortete sie schnell; „er sagte, der Name würde bekannt sein.“

„Ich meines Theils kenne ihn zwar nicht, aber das ist unwichtig,“ sagte der Mann. „Ich fange an zu begreifen, was Sie verlangen. Es ist ernsthaft, und ich hoffe, mein Freund Calabressa hat kein Versehen gemacht. Ich habe nur meine Pflicht zu thun.“

Dann sah er noch einmal auf die junge Dame — oder vielmehr auf ihren Anzug.

„Der Beistand, den Sie für Jemand verlangen, Signorina, betrifft er eine Summe Geldes — eine

gewöhnliche Summe Geldes, um die es sich vielleicht handelt?"

„Oh, nein, Signor, durchaus nicht!"

„Gut. Dann bitte schreiben Sie mir Ihren Namen nebst Wohnung auf, und ich werde Ihre Bitte übermitteln."

Er brachte ihr das nöthige Schreibmaterial, und nachdem sie einen Augenblick überlegt, schrieb sie: Natalie Lind, Tochter der Natalie Berezolyi. Hotel —. Sie reichte ihm das Papier.

„Tausend Dank, Signorina. Heute, vielleicht morgen, werden Sie mehr von den Freunden Calabressa's hören. Sie sind bereit, da hinzugehen, wo man Sie auffordern wird, sich hin zu begeben?"

„Oh ja, ja, Herr!" rief sie. „Wie kann ich Ihnen danken?"

„Es ist nicht nöthig", sagte er und nahm die Lampe, um ihr den Weg zu zeigen. „Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen, Signorina." Wieder verbeugte er sich mit Achtung. „Ihr ergebenster Diener, Signorina."

Sie kehrte nach dem Hotel zurück und fand, daß ihre Mutter sich auf ihr Zimmer begeben hatte.

„Nataluschka, Du bist weg gewesen, um Jemand aufzusuchen?"

„Ja, Mutter," antwortete sie.

„Warum bist Du allein gegangen?"

„Ich wollte Dich nicht ermüden, liebe Mutter."

Darauf beschrieb sie ihr alle näheren Umstände ihres Morgenbesuchs.

„Aber warum bist Du so betrübt, Nataluschka?" sagte die Mutter und ergriff die Hand ihrer Tochter. „Weißt Du nicht, daß zu schönen Schlössern rostige Schlüssel gehören können? Oh, ich kann Dich darüber beruhigen. Du wirst nicht zu thun haben mit Leuten, wie dem Weinhändler — durchaus nicht. So viel weiß ich wenigstens, Kind. Du siehst, sie müssen auf ihrer Hut sein."

Natalie wollte das Hotel keinen Augenblick verlassen. Sie that, als läse sie, aber Jeder, der in das Lesezimmer kam, erregte ihre Aufmerksamkeit. Endlich erhielt sie einen Brief. Schnell riß sie den Umschlag auf und fand darin eine einfache weiße Karte mit folgenden Worten darauf:

„Seien Sie in der Villa Odescalchi in Portici um 4 Uhr heute Nachmittag."

Ihr Gesicht leuchtete freudig auf.

„Mutter, sieh!“ rief sie hastig. „Wir dürfen noch hoffen.“

„Dies Mal sollst Du nicht allein gehen, Nataluschka.“

„Warum nicht, Mutter? Ich fürchte mich nicht.“

„Ich kann Dir vielleicht von Nutzen sein, Kind. Vielleicht finde ich da alte Freunde, wer weiß? Ich werde Dich begleiten.“

Als die Stunde kam, mietheten sie einen Wagen und fuhren an dem glänzenden Nachmittag durch die mit Menschen gefüllte Stadt. Aber bevor sie Portici erreichten, waren sie vorsichtig genug, abzusteigen und zu Fuß weiter zu gehen. Ruhig wanderten sie die Straße entlang, ohne viel auf die Umgebung zu achten. Bald gab Natalie ihrer Mutter ein Zeichen mit dem Arm; sie standen der Villa Odescalchi gegenüber — dort war der Name an den flachen Pfeilern des Thorwegs zu lesen.

Das große schlichte Gebäude, das man eher einen Palast, als eine Villa hätte nennen können, schien auf der der Straße zugekehrten Seite ganz geschlossen zu sein; alle Fenster waren zugemacht. Als sie aber hinüber zum Thorweg schritten und an dem großen eisernen Griff zogen, der eine Glocke in Bewegung setzte, erschien ein Thürhüter, ein großer, gleichgültig

aussehender Mensch, der sie ruhig betrachtete und darauf wartete, daß eine von ihnen redete.

Natalie zeigte einfach die Karte vor, die sie erhalten hatte.

„Dies ist die Villa Odescalchi, sehe ich,“ sprach sie.

„Oh, Sie sind es also, Signorina!“ sagte der Thürhüter mit großer Ehrerbietung. „Ja, eine Dame sollte um 4 Uhr hier her kommen —“

„Die Dame hier ist meine Mutter,“ sagte Natalie etwas ungeduldig.

Der Mann zauderte einen Augenblick; inzwischen war Natalie, von ihrer Mutter begleitet in dem geräumigen Hof eingetreten, von dem auf beiden Seiten eine breite marmorne Treppe hinauf führte.

„Wollen die Signorina und die Signora mir gefälligst folgen?“ sagte der Thürhüter, eine der Treppen hinaufgehend, und die großen eisernen Schlüssel noch immer in der Hand haltend.

Sie wurden in ein Vorzimmer gewiesen, das nur sparsam mit Möbeln versehen war, und der Thürhüter verschwand.

In wenigen Augenblicken trat ein kleiner, blasser Mann in das Zimmer, der kein Anderer war, als der

Sekretär Granaglia. Er verbeugte sich und blickte forschend bald die Eine, bald die Andere an.

„Es ist ohne Zweifel ganz in der Ordnung, Signorina“, sprach er, sich an Natalie wendend, „daß Sie die Signora, Ihre Mutter, mitgebracht haben. Nach der Botschaft, die wir erhielten, hatten wir geglaubt, Sie wären allein. Gleichviel; nur“ — und hier wandte er sich an Nataliens Mutter, „nur, Signora, werden Sie Ihre Bekanntschaft mit Einem erneuern, der unter dem Namen von Zoesch gekannt sein will. Ohne Zweifel versteht mich die Signora.“

„Oh, vollkommen, vollkommen“, sprach die ältere Dame, denn sie war ihr Leben lang mit dieser vorsichtigen Annahme von falschen Namen vertraut gewesen.

Der Sekretär Granaglia verbeugte sich und zog sich zurück.

„Es ist Einer, der Dich kennt, Mutter?“ sagte Natalie athemlos.

„Ich hoffe es“, antwortete die Andere. Sie war etwas bleich und ihre Finger waren fest geschlossen.

Dann hörte man draußen auf den Gängen einen schwereren Schritt. Die Thür ging auf, es erschien ein großer, soldatisch aussehender Mann, über sechs Fuß hoch und vollkommen gerade, mit dicht geschorenem

weißem Haar, einem langen, weißen Schnurrbart, röthlichem Gesicht, und klaren, durchdringenden, hellblauen Augen. Im Augenblick, wo die ältere Dame ihn sah, stieß sie einen leichten Schrei aus, vor Freude und Ueberraschung, wie es schien, und sprang auf.

„Stephan!"

„Natalie!" rief er aus und lachte vor Vergnügen fast wie ein Knabe. Er ging auf sie zu, streckte beide Hände ihr entgegen und ergriff die ihrigen. „Welch guter Wind hat Sie in dieses Land geführt? Aber ich bitte sehr um Entschuldigung —"

Er blickte auf Natalie.

„Mein Kind," sprach sie „laß mich Dich meinem alten Freunde vorstellen, dem General —"

„von Zoesch" unterbrach er sie und ergriff zugleich Nataliens Hand. „Wie, Sie sind also die junge Dame, die den Löwen heut Morgen in seiner Höhle aufsuchte? Und Sie hatten keine Furcht? Nein, ich sehe wohl, Sie sind eine Berezolyi; wären Sie ein Mann, Sie würden sich und ihre Freunde immer in schlimme Händel verwickeln und ihr Leben daran wagen, um sie sicher wieder herauszubringen. In der That eine Berezolyi! ‚Die schönere Tochter einer schönen Mutter;' aber der kleine Schelm wußte wohl, seine beleidigenden

Jamben taugten nur dazu ins Feuer geworfen zu werden, als er den ungerechten Vergleich machte. Oh, Ihr junges Volk habt Eure frischen Farben und hellen Augen für Euch, aber wir Alten ziehen unsere alten Freunde vor."

„Ich hoffe es," sagte Natalie und senkte ihre Augen zu Boden.

„Und hatte Ihr Vater keinen anderen Boten, daß er Sie in Bewegung setzen mußte?" sprach dieser kerzengerade weißhaarige Riese, der sie freundlich ansah. „Oder war es der leichtblütige Calabressa, der Sie bewogen hat, sich für ihn zu verwenden? Seien Sie seinetwegen ruhig. Calabressa wird bald in dringender Gefahr schweben, wieder still auf dem Rücken zu liegen, und ist deshalb äußerst froh."

Bevor das Mädchen reden konnte, hatte er sich zur Mutter gewandt.

„Kommen Sie, meine alte Freundin, lassen Sie uns in den Garten gehen. Die Empfangszimmer in der Villa sind leider alle ausgeräumt, denn wir wohnen hier nur einstweilen. Ich habe Sie viel zu fragen über alte Freunde — besonders über Ihren Vater."

„Stephan, können Sie nicht verstehen, weshalb ich mir erlaubt habe Ungarn zu verlassen?"

Er blickte auf ihren Traueranzug.

„Ach, ist es so? Nun, nie hat Jemand ein tüchtigeres Leben geführt. Wie treu er die alten ungarischen Ueberlieferungen bewahrte! — Das Haus gastfrei geöffnet das ganze Jahr hindurch! Ohne Unterschied der Person. Es heißt nur: ‚Sind Sie ein Fremder? Dann ist mein Haus Ihr Haus.‘“

Er ging die Treppe hinunter und plauderte mit seiner alten Freundin. Obwohl Natalie vor Ungeduld brannte, zwang sie sich still zu sein. War es ihr doch günstig, daß dieses Mitglied des geheimnißvollen Bundes sich der Vergangenheit und seiner Freundschaft mit ihrer Familie erinnerte. Schweigend folgte sie ihnen. Er schien ihr Dasein ganz vergessen zu haben.

Sie schritten über den Hof und einige breite Stufen hinab. Die eigentliche Front des Gebäudes war hier auf der Seeseite, eine große rothe Masse mit grünen Fenstern. Von den breiten steinernen Stufen stieg eine Reihe von hübsch angelegten Terrassen zu einem Rasenplatz hinab, aber anstatt hier entlang zu gehen, führte der hohe, soldatisch aussehende Mann seine Freundin über eine Seitenflucht von Stufen, welche sie in eine Allee brachte, die sich durch eine Masse von Oliven-, Orangen- und Citronenbäumen

hinzog. Feigenbäume standen längs der Mauer an der Seite dieses Weges, eine Fontäne breitete Kühlung über den Rasenplatz, und am Ende des Weges zeigte sich das tiefe Blau der See, deren klare Wogen sich weiß am Ufer brachen.

Sie setzten sich auf ein Paar Gartenstühle, und Natalie, die ihrer Mutter zunächst Platz genommen, wartete geduldig und athemlos, und hörte kaum auf diese Unterhaltung über alte Freunde und Gefährten.

Endlich sagte der General:

„Jetzt zu dem Geschäfte, das Sie hier hergebracht. Ist es ernster Natur?“

„Oh, ja, sehr,“ sagte die Mutter, während ihr kummervolles Gesicht eine gewisse Aufregung verrieth. „Es betrifft einen unserer Freunde in England; er hat vom Bunde einen Auftrag erhalten, der ihm das Leben kosten wird; wir sind gekommen, uns für ihn zu verwenden — Sie zu bitten, daß Sie ihn retten mögen. Um alter Erinnerungen willen, Stephan.“

„Warten Sie einen Augenblick,“ sprach der Andere und blickte ernst. „Meinen Sie den Engländer?“

„Ja, ja; denselben!“

„Und wer hat Ihnen mitgetheilt, welchen Auftrag er erhalten hat?“ fragte er mit ganz verändertem Wesen.

„Niemand“, entgegnete sie schnell. „Wir vermuthen nur, daß es etwas sehr Gefährliches ist.“

„Und wenn dem so ist, wissen Sie nicht, daß Menschen oft sich einer Gefahr aussetzen müssen? Warum nicht ein Engländer so gut als ein Anderer? Dies ist eine merkwürdige Grille von Ihnen, Natalie, die ich nicht verstehen kann. Und deshalb so weit zu reisen; wenn doch Jeder in England, ich meine Jeder der Unsrigen, Ihnen hätte sagen können, daß es unnütz war!“

„Aber warum unnütz, wenn Sie geneigt sind, sich ins Mittel zu legen?“ sprach sie kühn. Ich denke, meines Vaters Familie hat ein Anrecht auf einige Rücksicht.

„Meine alte Freundin“, sagte er freundlich, „was in der Welt wollte ich nicht für Sie thum, wenn es in meiner Macht stände? Aber das ist nicht der Fall. Was Sie verlangen, ist, um es gerade heraus zu sagen, schlechthin unmöglich.“

Während der kurzen Stille, die hierauf folgte, hörte die Mutter einen tiefen Seufzer; sie wandte sich um und sah ihre Tochter bleich wie der Tod, nahe daran, zu fallen. Sie fing sie in ihren Armen auf und stieß einen leichten Schrei der Besorgniß aus.

Hier, Stephan! Nehmen Sie mein Tuch — tauchen Sie es ins Wasser — schnell!"

Der gewaltige Mann mit dem runden Kopf schritt über den Rasenplatz auf die Fontaine zu. Als er zurückkam und vor sich das bewußtlose Mädchen mit den blassen Lippen sah, das in den Armen seiner Mutter lag, sagte er vor sich hin: „Jetzt verstehe ich."

Kapitel XII.

Eine dringende Bitte.

Die plötzliche und unwillkürliche Art, wie sich ihre Verzweiflung kundgab, erzählte ihre Geschichte besser als sonst Etwas hätte thun können. General von Zoesch, wie er sich nannte, zeigte große Theilnahme; er hielt ihre Hand, bis er das schöne, blasse Antlitz sich wieder beleben sah, und ergoß sich dann in dringenden Entschuldigungen.

„Mein liebes Fräulein, ich bitte tausend Mal um Verzeihung! ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beunruhigen; ich hatte keine Ahnung davon, welchen Antheil Sie der Sache schenkten; kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm, wir wollen hinunter gehen ins Freie, wo die Seeluft kühl ist. Ich bitte tausend Mal um Verzeihung!“

Mit großer Willenskraft hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen.

„Sie sprachen kurzweg, Signore. Sie gebrauchten das Wort „unmöglich.“ Ich hatte geglaubt, daß dieses Wort Ihnen unbekannt wäre.“

Ihre Lippen waren bleich, aber in ihr Gesicht kehrte etwas Farbe zurück und ihre Stimme ließ etwas von dem alten stolzen, rührenden Ton vernehmen.

„Ja,“ fuhr sie fort, vor ihm stehend und ihre Augen zur Erde richtend, „man hatte mir gesagt, daß wenn ich oder die Meinigen in große Noth kämen, ich mich hierher wenden sollte, nach Neapel, wo ich mich unter dem Schutz der größten Macht in Europa befinden würde. Mein Name, meiner Mutter Name würde genügen. Und dies ist das Resultat, daß ein tüchtiger Mann, der unser Freund und uns werth ist, von schimpflichem Tode bedroht wird; und dieselbe Macht, die ihm dies auferlegte, die Macht, die man mir als unbezwinglich, als klug und edel genannt, ist nicht im Stande oder nicht Willens, Hand oder Fuß zu regen!“

„Ein schimpflicher Tod, Signorina —?“

„Oh, Signore,“ sagte sie mit stolzem Unwillen, „sprechen Sie nicht mit mir, als wenn ich ein Kind

wäre! Kann man nicht sehen, was hinter all der Heimlichkeit steckt? Kann man nicht sehen, daß Sie wohl wissen, was in England von Ihren Freunden und Genossen gethan worden? Sie schieben diesem Mann, der zu stolz und zu edel ist, sein Wort zurückzunehmen, eine Pflicht zu, welche das sichere Opfer seines Lebens verlangt. Und mit diesem Opfer ist keine Ehre verknüpft, wie er es selbst eingeräumt hat. Was will das sagen? Was heißt das Anderes als Mord!"

Er zog seinen Kopf ein wenig zurück, als wäre er erschreckt und starrte sie an.

„Mein liebes Fräulein!"

Aber sie hatte ihren alten Muth wieder gefunden, sie schlug die schönen, dunklen, rührenden Augen auf und sah ihn mit zorniger Furchtlosigkeit an.

„Das muß Jedem einleuchten", sprach sie. „Aber es liegt noch mehr vor. Signore, Sie und Ihre Freunde sinnen auf den Mord des Königs von Italien. Und Sie fordern einen Engländer auf, einen Engländer, der Geheimniß und Blutthat nicht liebt —"

„Stephan!" rief die Mutter schnell, und legte ihre Hand auf den Arm des Generals. „Seien Sie nicht böse! Achten Sie nicht auf sie! Sie ist ein Kind, sie

spricht ohne zu überlegen. Glauben Sie mir, es giebt noch andere Gründe, die uns hergeführt haben."

„Ja, ja, meine Freundin Natalie, Alles zu seiner Zeit. Aber erst wünsche ich mit der Signorina, Ihrer Tochter, ins Klare zu kommen. Nun, mein liebes Fräulein", sagte er, nahm ihre Hand, legte sie auf seinen Arm und zwang sie sanft, mit ihm dem offeneren Raum zuzuwandern, wo die Seeluft kühl war, „ich bitte noch ein Mal um Entschuldigung, wenn ich mich rücksichtslos geäußert habe."

„Oh, Signore, machen Sie sich deswegen keine Sorge! Es handelt sich nicht um mehr oder minder Höflichkeit, es handelt sich um das Leben eines unserer theuersten Freunde. Um Höflichkeit zu streiten, ist jetzt nicht die Zeit."

„Stephan!" unterbrach die Mutter ängstlich, „achten Sie nicht auf sie — sie ist erregt."

„Meine liebe Natalie", sagte der General lächelnd, „ich bewundere eine tapfere Frau, wie ich einen tapferen Mann bewundere. Erkenne ich denn nicht in ihr Einen von Euch Verezolyis? Im Augenblick, wo Ihr meint, Einem Eurer Freunde geschehe Unrecht, kann Euch nicht Feuer noch Wasser daran verhindern, Eure Meinung zu sagen. Nein, nein, mein liebes Fräulein",

sagte er, sich zur Tochter wendend, „Sie können mich durch Offenheit und Freimuth nicht verletzen.“

Er klopfte ihr die Hand, gerade wie Calabressa es gethan hatte.

„Aber ich muß Sie bitten, mir einen Augenblick Gehör zu schenken, damit ich einige falsche Voraussetzungen beseitigen kann. Es ist wahr, ich weiß etwas von der Sache, die Ihr englischer Freund übernommen hat. Glauben Sie mir, sie hat nichts zu thun mit der Ermordung des Königs von Italien — nicht das Geringste.“

Sie hob eine Sekunde lang ihre dunklen Augen auf und sah ihn fest an.

„Ich bemerke,“ sagte er, „daß Sie mir das Compliment machen, mich zu fragen, ob ich lüge. Beruhigen Sie sich, ich spreche die Wahrheit. Es leben in diesem Lande keine Menschen, die der jetzigen Dynastie treuer ergeben sind, als meine Freunde und ich selbst. Wir haben keine Zeit für abenteuerliche republikanische Projekte.“

Sie sah etwas verlegen aus. Diese ihre Vermuthung über die mögliche Natur des von Brand verlangten Dienstes war bei ihr das Resultat manchen sorgenvollen nächtlichen Selbstgesprächs gewesen, und

sie hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß dieser Mann, wenn unumwunden danach gefragt, sich zu einem offenen Geständniß herbeilassen möchte. Würde sie dann nicht deutlich genug gewußt haben, was ihr zu thun oblag? Aber jetzt war sie wieder ihrer früheren Rathlosigkeit preisgegeben und nur das Eine kannte sie gewiß, die Gefahr, die ihrem Geliebten drohte.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „es ist nutzlos, daß Sie mich fragen, welcher Art die Angelegenheit ist, denn ich werde Ihnen darauf nicht antworten. Aber ich versichere Sie meiner innigsten Theilnahme. Ich habe viele Leiden aus ähnlichen Ursachen mit angesehen. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen einschleichen, dennoch glaube ich, Ihre Lage zu verstehen. Glauben Sie mir, daß es nicht mit leichtem Herzen geschieht, wenn ich das Wort „unmöglich" wiederhole. Muß ich mit Ihnen darüber rechten? Brauche ich Ihnen zu sagen, daß es kaum einen Einzigen in der ganzen Welt giebt, den wir für eine gefährliche Pflicht uns aussuchen könnten, und der nicht irgend Einen besäße, der seinetwegen Schmerz empfände? Wer ist ohne irgend ein Band der Liebe, das zerrissen werden muß — gleichviel mit wieviel Bekümmerniß — wenn die Nothwendigkeit für das Opfer sich zeigt? Sie ge-

hören zu den Unglücklichen: Sie müssen muthig sein: Sie müssen ihr Leiden zu vergessen suchen wie Tausende von Frauen, Bräuten und Töchtern sich mit dem Gedanken haben trösten müssen, daß ihre Freunde und Verwandten für eine gute Sache starben."

Ihr Herz war nicht länger stolz und erregt. Es war erstarrt. Die Seeluft schien eisig kalt geworden.

„Ich bin hülflos, Signore," murmelte sie. „Ich kenne die gute Sache nicht. Ich weiß nicht, was Sie rechtfertigen kann, dieses Mannes Leben zu fordern."

Er antwortete hierauf nicht, sondern sagte:

„Vielleicht leiden die nicht am meisten, die berufen werden, ihr Leben für die gute Sache hinzugeben. Sie können sich mit dem Gedanken an die Folgen trösten. Ihre Freunde sind es, diejenigen, die ihnen die Theuersten sind, welche wirklich leiden, nnd welche oft gern ihre Stelle einnehmen möchten. Es ist wahr, daß wir — wie mancher andere Geheimbund, das Prinzip stellvertretender Leistung von Pflichten und Strafverbüßungen anerkennen, aber noch nie hat ein Bund einer Frau das Recht eingeräumt, die Stelle eines Mannes einzunehmen."

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" fragte sie ihn anblickend.

„Ich habe Fälle gekannt," erwiderte er ausweichend, „in denen solch ein Anerbieten gestellt wurde."

„Es könnte nicht angenommen werden?"

„Nein!"

„Auch nicht von der Macht, welche die größte in Europa ist?" sagte sie bitter, „die unbezwinglich und voller Edelmuth ist? Oh, Signore, Sie sind zu bescheiden in Ihren Ansprüchen! Und die Berezolyis — sie haben also in früheren Tagen Nichts gethan, das Rücksicht verlangen kann, sie sind nur wie jeder Andere in der Menge, der vortreten und für einen Freund sich verwenden könnte, Sie haben also keine alten Freunde und Gefährten in diesem Bunde, und es kann ihnen dies Eine nicht gewährt werden, sie können dies Eine nicht erreichen, daß dieses Mannes Leben geschont werde? Signore, Ihre Vertreter verkennen Ihre Macht; mehr als das, Sie verkennen die Stärke Ihres Gedächtnisses und Ihrer Freundschaft!"

Das rothe Gesicht des Generals wurde noch röther, aber nicht vor Zorn.

„Signorina," sprach er, offenbar sehr verlegen, „Sie demüthigen mich. Sie — Sie wissen nicht, um was Sie bitten."

Er hatte sie nach dem Gartenstuhl zurückgeführt,

wo sie sich beide setzten, und er bemerkte nicht, wie ihr Busen sich vor Erregung hob.

„Sie verlangen von mir einen Akt der Ungerechtigkeit."

„Oh, Signore, ich bitte nur um dies," rief sie ganz überwältigt, fiel zu seinen Füßen nieder, legte ihre gefalteten Hände auf seine Knie und brach in heftiges Weinen aus. „Ich bitte nur um dies, Signore, auf meinen Knien bitte ich Sie darum, daß Sie mir das Leben gewähren — meines Verlobten!"

Sie barg ihr Gesicht in ihren Händen, ihr ganzer Körper bebte von ihrem Schluchzen.

„Kleine Tochter," sagte er sehr erregt. „Stehen Sie auf. Bleiben Sie ein paar Minuten hier. Ich wünsche mit Ihrer Mutter allein zu sprechen. Natalie!"

Die ältere Dame begleitete ihn eine kurze Strecke über den Rasenplatz, sie standen bei der Fontäne.

„Beim Himmel, ich möchte Alles für das Kind thun", sprach er schnell. „Aber Sie sehen, theure Freundin, wie unmöglich es ist. Ueberlegen Sie doch nur die Ungerechtigkeit, die wir begehen würden, wenn wir dieses Geschäft einem Andern auftrügen. Welche Entschuldigung hätten wir dem gegenüber, den wir wählen würden?

Er blickte zurück auf das Mädchen.

„Es wird sie tödten, Stephan“, sagte die Mutter.

„Auch Andere haben gelitten.“

Die ältere Dame schien sich etwas zu sammeln.

„Aber ich sagte Ihnen schon, wir hätten Ihnen noch nicht Alles erzählt. Das arme Kind ist in Verzweiflung, sie hat nicht an alle Gründe gedacht, die uns bewogen, zu Ihnen zu kommen. Stephan, Sie erinnern sich meines Vetters Konrad.“

„Oh, ja, ich erinnere mich des Konrad sehr wohl“, sagte der General zerstreut, denn er blickte noch immer auf die jüngere Natalie, welche mit gefalteten Händen und niedergebeugtem Kopf auf der Gartenbank saß. „Armer Mann, er fand schließlich ein trauriges Ende. Er setzte sich leichten Herzens jeder Gefahr aus.“

„Aber Sie erinnern sich doch wohl eines besonderen Vorfalls, der sich an seinem Namen knüpft?“ sagte die Mutter, in deren Gesicht eine gewisse Erregung aufstieg. „Sie erinnern sich, wie mein Gatte seine Wahl veranlaßte, und wie ich mich selbst damals seinethalben verwandte. Sie, Stephan, gehörten zu den Ersten, deren Meinung dahin ging, daß der Bund die Sache untersuchen müßte.“

„Ja, das war aber doch etwas Anderes, Natalie.

Sie wissen doch, weshalb der Beschluß umgestoßen werden mußte."

„Ob ich das weiß! Worüber habe ich denn in den sechszehn oder siebzehn Jahren nachzudenken gehabt, während derer mein Kind mir genommen war?" sagte sie traurig. „Vielleicht bin ich mißtrauisch geworden, vielleicht nähre ich eine wahnsinnige Idee, wenn ich denke, daß, was sich ein Mal zugetragen hat, sich wiederholen kann."

„Was?" fragte er und richtete plötzlich seine klaren blauen Augen auf sie.

Sie wich seinem Blick nicht aus.

„Ueberlegen Sie die Sachlage, Stephan, und sagen Sie ob man nicht Grund zum Argwohn haben kann. Der Engländer, dieser Mr. Brand, liebt Natalie und sie erwidert seine Liebe, aber mein Gatte will seine Einwilligung zur Heirath nicht geben. Dennoch sehen sie sich gegen seinen Willen. Es liegt noch ein weiterer Umstand vor, den ich nicht so gut erklären kann, aber er bezieht sich auf eine Aufforderung meines Gatten, daß Mr. Brand, der ein sehr reicher Mann ist, eine gewisse Stellung annehmen nnd dem Bunde dafür sein Vermögen ausliefern möchte."

„Ich verstehe vollkommen," sagte der General ruhig. „Nun?"

„Mr. Brand, der an Nataliens Zukunft denkt, lehnt die Aufforderung ab. Aber erwägen Sie, Stephan, er hatte vorher einen Wink erhalten, daß im Falle er ablehnte, er wahrscheinlich nach Amerika geschickt werden würde, um dort sein Leben lang zu bleiben."

„Ich sehe, meine alte Freundin, daß Sie einen gewöhnlichen geschäftlichen Vorgang nach Ihrer Weise auslegen."

„Auf seine Weigerung folgte dann unmittelbar jene Anordnung. Er sollte sich nach Amerika begeben. Mein Gatte vermuthete ohne Zweifel, daß dieser Befehl ihn und Natalie dauernd trennen würde."

„Wiederum legen Sie die Dinge nach Ihrem Sinne aus."

„Einen Moment, Stephan. Mein Kind ist muthig. Sie war der Ansicht, es geschähe eine Ungerechtigkeit. Sie war überzeugt, daß ihr Geliebter um ihretwillen weggeschickt wurde. Daraufhin sprach sie sich offen aus und erklärte, sie wollte mit ihm gehen."

„Ja." Er hörte jetzt mit größerer Aufmerksamkeit zu.

„Sie sehen also, mein theurer Freund, mein Gatte fand überall Hindernisse. Da geschah es und zwar ganz plötzlich, daß er die Weisung nach Amerika zu gehen aufhob, und daß dieses schreckliche Loos Mr. Brand traf. Sehen Sie nicht, wie die Erinnerung an früher Vorgefallenes mich argwöhnisch machen mußte? Als Natalie dann sagte: ‚Es giebt Menschen in Neapel, welche uns diese große Sorge benehmen können,' da sprach ich bei mir, auf alle Fälle unterstützt der Bund die Ungerechtigkeit nicht. Er wird dafür sorgen, daß Recht geschehe."

Des Mannes Gesicht war sehr ernst geworden, und einige Zeit lang sprach er nichts.

„Ich sehe, was Sie vermuthen, Natalie," sagte er endlich. „Die Sache ist ernst. Ich würde Ihren Argwohn für müßig gehalten haben, wenn die Sache nicht schon ein Mal geschehen wäre. Es wäre seltsam, wenn der alte . . . . ., dessen Weisheit die Welt jetzt zu erkennen anfängt, auch in diesem Punkt Recht gehabt haben sollte, wie er es in so vielen andern hatte. Er pflegte immer zu uns zu sagen: ‚Wenn Ihr einen Menschen ein Mal ungetreu findet, traut ihm nie wieder. Wenn ein Mal Jemand seinen persönlichen Vortheil der Pflicht vorgezogen hat, die er gegen

einen Bund hat, wie der Eure ist, so beweist das, daß in ihm der Keim zur Selbstsucht vorhanden ist, der allen Gesellschaften verhängnißvoll ist. Bestraft ein solches Vergehen mit der schwersten Strafe und stoßt ihn aus, wenn Ihr die Gelegenheit dazu habt‘. Es wäre in der That seltsam, es käme mir wie das Fatum vor, es würde beweisen, daß die Anlage im Blut läge und trotz aller Warnungen, die der Mann erhalten, zum Vorschein kommen muß. Sie wissen, Natalie, wie Ihr Gatte für seinen früheren Fehltritt zu büßen hatte!“

Sie nickte bejahend.

Eine Weile schwieg er abermals und ein tieferes Nachdenken zeigte sich auf seinem Gesicht, als demselben natürlich schien, denn er hatte mehr das Aussehen eines Soldaten, denn eines Denkers.

„Wenn irgend ein Formfehler,“ sprach er halb vor sich hin, „bei dem Vorgang sich nachweisen ließe, so hätte man vollen Grund, sein Veto einzulegen. Aber Ihr Gatte, meine Natalie,“ fuhr er fort, sich direkt an sie wendend, „besitzt unser volles Vertrauen. Er hat uns lange und treu gedient. Wir würden uns nur schwer dazu entschließen, einen Verdacht auf ihn zu werfen.“

„Das, Stephan," sagte Nataliens Mutter muthig, „ist doch ein Bedenken, welches die Möglichkeit nicht aufwiegt, daß man diesen Mann ungerechter Weise in den Tod schickt. Sie wollten also einen Akt der Privatrache unterstützen? Dazu wollten Sie die Macht Ihres Bundes benutzen lassen? Das waren die Erwartungen nicht, welche die Gründer unseres Bundes von demselben hatten."

Er beachtete den Hohn nicht, der in diesen Worten lag. Er sah Natalien ruhig an. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Nach dem einen Ausbruch ihrer verzweifelten, flehenden Bitte hatte sie nichts weiter zu sagen oder zu thun. Sie konnte es stumm abwarten und mit anhören, welches das Schicksal ihres Geliebten sein würde.

„Leider," sagte der General und blickte auf zu der großen rothen Front der Villa, „sind hier keine Papiere vorhanden, die man einsehen kann. Ich habe diese Villa nur gewählt, weil sie mir ein passender Ort zu sein schien, wo ich die Signorina, Ihre Tochter empfangen könnte. Aber vielleicht erinnert sich der Sekretär der näheren Umstände, er hat ein gutes Gedächtniß. Wollen Sie mich einige Augenblicke entschuldigen, Natalie?"

Er schritt auf das Haus zu. Die Mutter ging zur Tochter hin und legte eine Hand auf ihre Schulter.

„Muth, Nataluschka! Du mußt noch nicht verzweifeln. Ah, mein alter Freund Stephan hat ein gutes Herz; Thränen standen ihm in den Augen, als Du Deine Bitte gegen ihn äußertest. Er vergißt alte Freunde nicht.“

Von Zoesch kehrte bald zurück, noch immer in Gedanken vertieft. Er zog Nataliens Mutter einige Schritte auf die Seite und sagte:

„So viel kann ich Ihnen sagen, Natalie; Vier waren bei dem Vorgang betheiligt — Ihr Gatte, Mr. Brand, Beratinsky und Reitzei. Was wissen Sie von den beiden Letzteren?“

„Ich? Ach, Stephan, ich weiß nichts von ihnen.“

„Auch wir wissen hier wenig von ihnen. Ihr Gatte hatte sie gewählt. Ich darf Ihnen auch sagen, Natalie, daß der Sekretär meine Meinung theilt und es ebenfalls für sehr unwahrscheinlich hält, daß Ihr Gatte so kühn sein sollte, sein Vergehen früherer Jahre dadurch zu wiederholen, daß er zur Förderung seiner eigenen Interessen diesem Mann eine solche Verpflichtung zugeschoben hätte. Es wäre zu waghalsig, und sein Haß müßte seine Vernunft völlig bemeistert haben.“

„Sie dürfen nicht vergessen, Stephan“, sagte sie schnell, „daß es in England keinen Menschen gab, der die frühere Geschichte kannte. Er konnte nicht vermuthen, daß ich unglücklicher Weise die Freiheit gewinnen würde, zu meiner Tochter zu gehen, daß ich an ihrer Seite sein würde, wenn dieser Schmerz sie traf.

„Trotzdem“, sagte er, sie sanft unterbrechend, „Sie haben sich an uns gewandt, wir werden die Sache untersuchen. Es ist eine heikle Angelegenheit. Wenn irgend eine Ungerechtigkeit vorliegt, und man wollte diese Männer hierher fordern, so hieße das nur engere Verbündete aus ihnen machen. Wenn man Jeden einzeln und besonders vornehmen könnte. Wäre Calabressa nicht ein solcher Schwätzer“, sagte er zerstreut. „Aber er hat Gedanken, der leichtblütige Teufel.“

„Stephan, auf Calabressa könnte ich mich verlassen!“ sagte sie.

„Unterdessen“, sprach er, „will ich Sie nicht aufhalten. Wenn Sie in demselben Hotel verbleiben, so werden wir Ihnen unsere Mittheilungen zukommen lassen können. Ihr Wagen wartet wohl draußen auf Sie?“

„Er wartet in einiger Entfernung.“

Er begleitete sie nach dem Hof, aber nicht bis zum Thorweg. Er bot seiner älteren Freundin Lebewohl, sodann ergriff er die Hand der jüngeren Dame, hielt sie fest und blickte sie an.

„Figliuola mia", sagte er mit freundlichem Blick, „ich bemitleide Sie, wenn Sie zu leiden haben. Wir wollen auf bessere Tage hoffen; wenn es unmöglich ist, so besitzen Sie ein starkes Herz."

Als sie weg waren, schritt er die Marmortreppe hinauf und den langen Corridor entlang, bis er an ein gewisses Zimmer kam.

„Granaglia, wissen Sie vielleicht, wo unser Freund Calabressa sich in diesem Augenblick aufhält?"

„In Brindisi, glaube ich, Excellenz."

„Noch in Brindisi? Der verteufelte Kerl ist nicht so ungeduldig, als ich es erwartet hatte. Gut. Haben Sie die Güte nach ihm zu schicken, Freund Granaglia. Melden Sie ihm, er solle unverzüglich kommen."

„Sehr wohl, Excellenz."

Ende des vierten Bandes.